

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung.

34. Jahrgang

Organ für die Interessen der Frauenwelt



Abonnement:

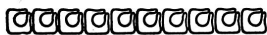
Bei Franko-Zustellung per Post
Halbjährlich Fr. 3.—
Vierteljährlich „ 1.50
Ausland zusätzlich Porto

Gratisbeilagen:

Illustrierte Blätter für den
häuslichen Kreis (wöchentlich)
Für die Junge Welt (monatlich)

Redaktion:

Gertrud Egger, Tochter und
langjährige Mitarbeiterin der
Frau Elise Honegger
Redaktionsstr. 1 a. „Bergfried“
Nömlingen/Gr. Gallen



Motto: Immer strebe zum Ganzen, und nimmst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!



Insertionspreis:

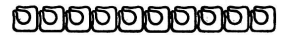
Per einfache Petitzeile
Für die Schweiz: 25 Cts.
Für das Ausland 2 Pf.
Die Reklamezeile: 50 Cts.

Ausgabe:

Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
erscheint auf jeden Sonntag

Verlag:

Ringier & Cie., Sofingen
Telephon Nr. 75



Vorleszte Stunde

Von Hugo Salus.

Jede Stunde ist Tochter und Mutter zugleich, und macht sie uns arm, so macht sie uns reich, und immer öffn' ich von neuem die Tür: „Eritt ein, du Stunde, was bringst du mir?“ Sie schaut mich an: „Mich hab ich gebracht; So hab' ich dein Leben reicher gemacht.“ „Und ärmer!“ schrei ich. Sie nickt und geht. Die Tochter schon auf der Schwelle steht. „Du, deine Mutter an mich vergaß! Bring du mir endlich . . .“ Eritt fragt sie „was?“ — „Das Leben!“ fleh ich. Da geht sie schon: „Wieleicht weih meine Tochter davon.“ Und Kommen und Gehen und Kommen und Gehen, kann kaum noch an der Türe stehen, und da schlürft noch eine Stunde herein und die wird nimmer mehr Mutter sein . . .

Weihnachtszauber und Sylvesterklänge

Wie auch der Begriff „Fest“ nach und nach mehr in Unnade verfallen, und man manchenorts bestrebt ist mit den gedraubenden Festlichkeiten abzurufen, um das genussüchtige Volk und seinen Geldbeutel wieder auf eine solidere Basis zu stellen, so haben das Weihnachts- und Neujahrsfest sich hierin einen Freibrief bewahrt. Wieviel Mühe und Arbeit diese Festtage auch geben, es wird niemanden einfallen, sie abzuschaffen zu wollen. Eltern, Vereine und nicht zuletzt die überanstrengten Geschäftsleute atmen auf, wenn die Arbeitstage wieder ihren gewohnten Gang nehmen. Und trotzdem unterliegen sie alle fast ohne Ausnahme dem Zauber dieser besonderen Tage. Vom Getriebe angestregter Tätigkeit zurück in seiner Häuslichkeit, findet der Vater, die Mutter, die Verwandten und Bekannten immer noch Zeit, sich dem Reize des Gebens, des Erfreuens hinzugeben. Es ist nicht allein der religiöse Grund, der diesen Festlichkeiten das Gepräge des ewig Schönen gibt. Der Glanzpunkt dieser eigenartigen Festlichkeiten bildet das im unverdorbenen Menschen lebende Edle, das Verlangen zu erfreuen, seinen Nächsten Opfer zu bringen. Und auch da wo nur die Sitte, der allgemeine Brauch das Feiern sanktioniert, übt das Geben, die Gepflogenheit, sich mit seinen Bekannten in fröhlichem Kreise zusammen zu finden, einen durchaus veredelnden Einfluß auf den Menschen aus. Es ist nicht die Kostbarkeit der Geschenke, nicht die reichen Opfer gesellschaftlicher Vereinigungen, die uns in diese reine, wahrhaft genussbringende Feststimmung versetzen. Das sonst im Leben verhängnisvolle Verlangen zu besitzen, um ausgeben zu können, findet in dieser Festtagszeit seine edelste Bedeutung. Ob dieser Wunsch zu besitzen erfüllt sei oder nicht, macht

nicht den Zauber aus, der über diesen Freudentagen liegt. Er breitet sich ja in seiner Art über jedes Haus, ob viele oder vereinzelte Lichter der Freude darin leuchten. Sollte der dürftigen Mutter Kerglein sich nicht auch spiegeln und verdoppeln in ihrer Kinder Augenpaare, zeigt nicht der unbemittelten Eltern kleine Gabe doch ihre ganze Liebe, ihr ganzes Herz? Müssen Becher, Klängen, Pfropfen springen, bis man ein Zusammensein, ein Zusammenhalten feiern und gute Wünsche für ein kommend Jahr hegen kann? Birgt nicht jede stille Hütte, jedes Heim einen trauten Winkel in stiller Eintracht sich zu freuen, Vergangenen zu gedenken, und die Zukunft in vereinter Kraft mutig zu begrüßen? Fehlt uns der Zauber dieser Tage voll Liebe und Freundschaft in der Fremde? Fehlt er dem Verlassenen, dem durch Schmerz verwundeten Herzen? Nein, er fehlt auch ihnen nicht. Und erglänzen jenen ihre Lichtpunkte im Dasein auch nur in der Erinnerung, schauen sie sie durch Tränen der Wehmüt, sie strahlen ihnen in vermehrtem Glanze, wenn keine unruhige Gegenwart ihnen den Zauber stört. Weil es eben seine Wesenheit ist, das menschlich Schöne in uns zu lösen, uns von innen heraus gut zu machen. Ist nicht unser Kindheit, und wäre es nicht die rosigste gewesen, in der Erinnerung das Schönste, das wir kennen, wenn sich auch hier immer ein Teil Wehmüt beimischt? Gerade diese gibt dem Gedanken, dem Genuss einen besonderen Reiz. Es muß ein roher, verborbener, oder ein durch Unglück und mißliche Erfahrungen verbitterter Mensch sein, der sich dem Reize, dem Zauber dieser Spezies von Festlichkeit verschließen könnte oder wollte. Es sei hiebei in menschenfreundlichem Versehen jener Naturen gedacht, die dadurch, daß sie ihre bessern Regungen nicht auf dem Oberkleide tragen, oft mit Unrecht jenen Empfindungslosen zur Seite gestellt werden. Männer z. B. stellen sich gerne über die Wirkungen solcher Familienfeste. Der Grund hiefür liegt in der Hauptsache darin, daß Männer wohl gerne für ihre Angehörigen etwas übrig haben und sich ihrer Gemütlichkeit im Familienkreise freuen, sich aber nicht gerne damit befassen, mit was sie Frau und Kinder erfreuen könnten. Das Wünsche erraten und deren Erfüllung zur Lieberaschung werden zu lassen, das ist mehr Sinn und Art der Frau. Und weil der Reiz des Erfreuens durch ausgesprochene Eigenart entsteht, wird er nie durch eine andere Institution ersetzt werden können. Pensionen, Gasthäuser und Heime aller Art, bemühen sich aufs beste über solche Feste den Mantel familiären Charakters zu legen. Aber die best arrangierte Weihnachts-, Sylvesters- oder Neujahrsfeier außer dem Heim, gleicht nie einem Beisammensein im Familienkreise. Darum verliert dieser schöne Brauch seinen Wert, seine veredelnde Wirkung selbst für das genussfreudige Kind, je vervielfachter es dieser Art Festlichkeit

teilhaftig wird. Ist es doch vieler Eltern Bestreben in materieller Berechnung die Weihnachtsfeier für ihre Kinder zu einem Beutezug durch bekannte Familienfeste, Vereins- und Schulbescherungen, das himmlische Christkindchen zu einer wandelnden Opferläule zu gestalten, womit alles eher erreicht wird als die Erhaltung des edeln Zaubers dieser Festlichkeit, deren Erinnerung an das Genießen in intimer Häuslichkeit, das Kind durchs Leben begleitet. Der blasierte Junggeselle, der durch allerlei Sorgen oder durch wenig häusliche Kameraden der Familie entrückte Vater, sie sagen wohl gelangweilt leichtsin, dieses Fest ist für Frauen und Kinder, Männer sind über derlei Dinge hinweg, ihre Köpfe befaßten sich mit wichtigeren Dingen. Kehrt man sich aber nicht an solche Reden, ist man dessen ungeachtet bestrebt auch bei ihnen Wünsche zu erraten und zu erfüllen, auch ihnen im Heime ein traulich festtägliches Behagen zu schaffen, und wir sehen, auch sie sind bezaubert, ganz unmerklich, wie es Art des Zaubers ist. Es kann sich nicht leicht ein Mensch der Wirkung liebender menschenfreundlicher Fürsorge verschließen. Der kleinste Beweis freundschaftlichen Gebetens kommt bei demjenigen Menschen, der sich die wahre Empfindung vom Geben und eine ungetriebte Genussfähigkeit erhalten hat, dem größten Geschenke gleich, wie auch eine herzlich gemeinte Einladung in einfachstem Rahmen mehr Genuss, mehr echte Festtagsstimmung bringt, als das prunkvolle Almosen in Geschenken oder gesellschaftlicher Rücksichten aus der Hand dessen, der nicht aus innerem Bedürfnis schenkt. Wie arm sind jene Menschen, denen der edle Zug, der Trieb zum freudigen Geben nicht angeboren ist, die in der Zeit der allgemeinen Freude wohl geschäftig von einer Schaustellung zur andern wandern und mit ihren Blicken an der aufgetürmten Herrlichkeit hängen. Aber ihr Ausdruck ist Begierde, Verlangen, das Geschenke selbst zu besitzen. Oder wenn sie sich noch einmal entschließen etwas für einen Nächsten zu erheben, so kann es geschehen, daß sie es nachher wieder bereuen und den Gegenstand lieber selbst behalten. Das sind bei aller Wohlhabenheit weitaus die ärmeren Menschen, als derjenige, der nichts zu geben hat, aber voller Verlangen ist, es tun zu können. Dem opferfreudigen Menschen sind es darum auch nicht nur die gabenreichen Feiertage, die ihn froh und lieblich stimmen. Die Wesenheit des Edlen, Freudenpendenden, die in diesen Tagen zu ihrer ganzen Entfaltung gelangt, wirkt bei den guten, opferfreudigen Menschen durch das ganze Jahr hindurch, ihr Leben lang. Ihr ganzes Sein ist der Mitwelt eine schöne Gabe, ein dauerndes Geschenk. Sie haben vom Leben das schönste Teil errungen: Freude zu spenden, und sich dadurch selbst zu erfreuen. Halten wir fest und immer fester an jenen Sitten und Gebräuchen, die uns froh und glücklich stimmen, an

jenen Festen, die die Familie zusammenhalten, aus denen die Jugend ihre schönsten Erinnerungen schöpft. Lassen wir uns ihren leichten Schein nicht verhängen und verdunkeln von den Schatten, die der Berg von Sorgen und Kümernissen des Alltags darauf wirft. Die Frohen, Heiteren müssen Sieger bleiben über jene, die sich vom mühsamen Kampf der Arbeit die Ruhe zum Wohlsein rauben lassen. Machen wir uns ein Bild, wohin es führt, wenn man in nervöser Hast nur dem Geschäftstreiben lebt, wenn niemand in der Familie die Ruhe, die Gemütlichkeit pflegt, dann erkennen wir den Wert der glückbringenden Häuslichkeit und pflegen die Zeit, jene Tage, die sie uns doppelt schön erscheinen läßt.

Weihnachtsallid und Feier der Jahreswende! Sie umfassen und halten uns. Sie sind uns vertraut wie unverbrüchliche Freunde, die wir von Kindheit an kannten und um ihrer Treue, um ihres edeln Einflusses willen, nie lassen wollen. Weihnachtszauber — Silvesterklang!

Die Erziehung zur Bosheit

Von Auguste Hauschner.

Denk Euch einen braunen Wollknäuel, dem man vier Pfötchen und ein Schwänzchen angebunden hat. Oder noch besser, stellt Euch eine Kugel vor, mit einem braunen Felschen überzogen. Daran ein Köpfchen mit zwei blauen Augenpunkten, einem schwarzen Naschen und einer samtweichen Schnauze. Oder ein lächerliches, winzig kleines Löwenjunges . . .

Aber vielleicht glich Bello, als ihn der Gärtner in der Rodtische vom Markt mit nach Hause brachte, am meisten einem jener Spielzeugshunde, die schreien, wenn man sie etwas auf den Magen drückt. Nur, daß man Bello dazu nicht zu drücken brauchte. Denn er plagte unaufhörlich um die Mutter, der man ihn zu früh entrieffen hatte. Selbst, als er sich bereits darin ergeben hatte, tags die leere, kalte Luft und nachts eine lieblose Filzdecke über sich zu fühlen (an Stelle des weichen, gottfreundlichen Leibes, in dessen tierisch temperierter Wärme er mit den Geschwistern gekuschelt war), suchte sein Mäulchen sehnsüchtig im Halbschlaf die stets bereitete Nahrungsquelle. Und er meinte schmerzhaft, wenn noch niemand wach war, um ihm das gewohnte Dämmerfrühstück zu kredenzen.

Nach und nach verblähte in ihm die Erinnerung an die Großmut der Natur. Er pochte sich der rauhen Notwendigkeit an, und aus dem wehleidigen Säugling wurde ein frohes spielerisches Kind. Mit der Vertrauenseligkeit der ersten Jugend blickte er ins Leben. Wenn er des Morgens über die Schwelle des Gartenhäuschens rollte, trat er wie ein Herrscher in sein Reich. Die ganze Umwelt war sein Eigentum. Die kiesbestreuten, glatthärtenden Wege, die Blumenbeete, das Birkenwäldchen und der Rosenstiel. Und die Himmelskugel, die über dem Garten blaute, und die Sonnenflecken, die den grünen Rasen rötlich besprenkelten.

Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß auch die Villa ihm gehöre, die Freitreppe, die zu der Eingangshalle führte, die Korbmöbel und Lorbeerfüße. Und daß der Spitzensaum der Tafeldecke nur darum tief herunterhänge, um seinen Pfötchen ein angenehmes Spiel zu bieten. Wenn ihn ein unmutiges Wort verscheuchte, hielt er für einen Scherz und antwortete in der Sprache, die er eben erst in sich entdeckt, und die anzuwenden ihm offenbar eine richtige Erfindersfreude gab; antwortete mit Wellen, das an das Krähen eines sehr jungen Hahnes gemahnte.

Ohne Hochmut bejuchete er die Küche, schnupperte in allen Winkeln, schleckte alle Schüsseln aus und verschaffte sich Genüsse, die ihm sein zweites Vaterhaus nicht bot.

Für Zärtlichkeiten war er sehr empfänglich. Wehrte sich nicht, wenn die Küchenmagd ihn auf die Ohren küßte. Allem Beweglichen und Raschen sprang er entgegen; ob es auf vier oder zwei Beinen ging, auch nur ein Schatten war, ein Blatt, das eigene Schwänzchen, nach dem er sich im Kreise drehte.

Doch seine liebsten Kameraden waren die kleinen Jungen, die allmorgendlich die Zeitungsblätter brachten. Sie kamen stets zu zweit, als fühlten sie, daß ihre dürftige Erscheinung erst verdoppelt ein Individuum ergebe. Sie gingen barfuß, ihre ausgemachten Kleider waren mehr zerrissen als geflickt, und in den abgemagerten Gesichtern standen die dunklen Augen unnatür-

lich groß.

Bello breitete ihnen stets einen festlichen Empfang. Schon von weitem lief er ihnen zu, umhüpfte sie und entschloßerte sie so geschickt mit seinen Kapriolen, daß sie zum Schlaf mit ihm auf einem Haufen gemeinsam an der Erde lagen.

Damit war der Gärtner, Bellos Besitzer, gar nicht einverstanden. Er mißbilligte schon Bellos Verkehr im Herrenhaus. „Bello soll nicht zutunlich zu Tier und Mensch sein. Bös soll er werden, mißtraulich und scharf, sonst taugt er kein Lebtag nicht zum Rettenhund“ und duldet nur aus wirtschaftlichen Gründen sein herzliches Verhältnis zu der Köchin. Die Freundschaft mit den Zeitungsbuben aber war ihm geradezu zuwider. Zum Schutz gegen Leute, die barfuß gingen und abgenutzte Kleider trugen, sollte der Hund ja geradezu aufgezogen werden.

Es wurde Bello sehr schwer, seine Bestimmung zu begreifen. Zu den ersten Kläpfen hatte er, wie ein rechter frecher Bengel, mit mutwilligen Lauten erwidert. Bald aber verspürte er, wie bitter Schläge schmecken.

Diese Erfahrung nahm ihm das Vertrauen zu der Menschengüte. Und mit dem Kinderglauben auch die Kinderzuversicht. Er lernte lügen und betrügen. Er tat heimlich, was er bisher für sein gutes Recht betrachtet hatte. Mit geducktem Kopf, das Schwänzchen (sonst der Vergnügungsanzeiger des kleinen Körpers) zwischen die Beine eingeklemmt, schlich er in die Halle, vor jeder Handbewegung fluchtbereit. Den Berührungen der Dienstuben wich er ängstlich aus, und stahl, was ihm bisher freiwillig angeboten worden war.

Am zögerndsten entsagte er der Neigung zu den zerlumten Kameraden. Immer wieder wurde er im Spiel mit ihnen angetroffen.

Da band der Gärtner ihn zur Strafe eines Nachts zum ersten Male in der großen Hundehütte fest. Verlassen, frierend, vor Furcht und Sehnsucht fast von Sinnen, bat er unaufhörlich: „Verzeiht mir doch! Ich will ja brav sein! Kommt denn niemand? Laßt mich nicht allein!“ Und unterbrach sein Winseln nur, um hämmernden Herzens mit aufstammernd und immer neu enttäuschter Hoffnung aufzufordern, ob die Erlösung sich nicht nahe. — Und in der nächsten Nacht derselbe Jammer. . .

In den Stunden der Verzweiflung reifte langsam die Ahnung von dem Weltzusammenhang in ihm. Von der Macht des Starken. Daß der Schwache rechtlos sei, und daß ihm nur eine Waffe zu Gebote stehe — die Bosheit. Er veränderte sein Wesen. Das Fellgefäufel wurde glatt, die Blicke kehrten sich nach innen, die Schnauze streckte sich und gab ihm das Aussehen eines Fuchses.

Neun Monate war er alt, als er nach dem jüngeren der Zeitungsträger schnappte.

Das Bübchen hatte sich, in dem Verlangen nach dem langentbehrten Spielgefährt, bis zum Gärtnerhäuschen vorgewagt. Es hielt das Knurren Bellos, dem man streng aufgetragen hatte, niemanden in die Wohnung einzulassen, für eine der beliebten Narrenspotten seines Freundes und überschritt die Schwelle. Da biß der Hund nach ihm — über das magere Beinchen rieselte das Blut in Tropfen. . .

Der Gärtner lobte seinen treuen Wächter und belohnte ihn mit einer halben Wurst.

Bellos Erziehung war vollendet.

Der Schweiz. Bund abstinenten Frauen

hat sich in den zehn Jahren seines Bestehens unter Führung von Frau Professor Meuler-Waser zu einer Arbeit erkeidenden Organisation ausgewachsen. In ihm arbeiten gegenwärtig in 10 Ortsgruppen der deutschen und in 16 der westlichen Schweiz etwa 2020 Frauen, die sich zur völligen Abstinenz verpflichtet, und nahezu 1420 „Gönnerinnen“, die zwar keinerlei Verpflichtung zur völligen Enthaltensamkeit von alkoholischen Getränken übernommen, die aber den praktischen und ideellen Wert der Organisation anerkennen und gelegentlich auch ihre Arbeit unterstützen. Die letzte Jahresversammlung in Chur brachte den Delegierten und Mitgliedern wieder mancherlei Ansporn zu neuer Tat. Der Bericht des Zentralvorstandes stellt mit Genugtuung fest, daß es gerade im Jubiläumsjahr gelungen sei, gewissermaßen ein Türmchen mitten in Feindesland aufzubauen: die Ortsgruppe Rheinfelden wurde im Anschluß an einen Vortrag der Zentralpräsidentin Frau Meuler gegründet. Die Berichte der Ortsgruppen enthalten bei aller Kürze und Knappheit so

viel Anregung, so viel Mitteilungen und Beschreibungen praktischer Tätigkeit, die je nach den Settings wieder ihre spezielle Eigenart der Behandlung erkennen läßt und so zusätzlich kleine Charakteristiken der Frauenarbeit der verschiedenen schweizerischen Landesstellen abgeben, daß man den Bericht mit stetem Interesse liest. Außer den Anregungen einiger Sektionen, aus den im hauswirtschaftlichen Unterricht abrauchten Lehrbüchern die Alkoholskizzen verordnenden Rezepte auszuschalten, interessierten besonders die Mitteilungen über den Betrieb alkoholfreier Restaurants auf der Landesausstellung in Bern. Ein aus Mitgliedern der schweizerischen sozialen Frauennormation gebildetes Komitee, das gewissermaßen in Vertretung der gesamten schweizerischen Frauennorm als Gastgeberin die alkoholfreie Bewirtung der Festgäste leiten würde, soll, wenn möglich, auch nachher als „Verband für den Betrieb alkoholfreier Festwirtschaften“ zusammenarbeiten. An Stelle der verstorbenen Zentralpräsidentin Frau Coradi-Stahl wurde nun Frau Prof. Meuler mit dem Präsidium dieses Komitees betraut.

Furchtsame Kinder

Dem weniger nachdenklichen Menschen scheint es als etwas Selbstverständliches, daß Kinder sich fürchten, und doch ist die Furcht durchaus keine kindliche Eigenschaft, sie ist immer erst ein Produkt der Erziehung. Kindern, denen nie etwas vom „schwarzen Mann“, von „Hegen“ und sonstigen Sputzgestalten erzählt wird, kommen gar nicht auf den Gedanken, sich zu fürchten. Welche Personen sind es denn, die nur zu oft dem empfindsamen kindlichen Gemüt solch heillosen Schrecken einjagen? In der Regel sind es die Eltern und Aufsichtspersonen, die es nicht verstehen, sich sozialen Respekt bei den ihnen unterstellten Kindern zu verschaffen, daß diese ihren Anordnungen Folge leisten. Oft ist auch wohl nur eine häßliche Angemohnheit die Ursache des Bangemachens. Wer hat nicht schon Szenen beobachtet, wie ein Kindermädchen dem in sein Spiel oder in den Anblick eines ihn interessierenden Gegenstandes ganz versunkenen Bubens zuruft: „O, der schwarze Mann kommt!“ Erschreckt und verängstigt eilt der kleine Kerl sofort dem Mädchen zu, das ihn nun gedankenlos bei der Hand nimmt und mit ihm fortgeht. Es ist sich gar nicht einmal bewußt, wie schwer es sich erleben an dem Knaben verhängt hat. Je früher und je öfter sich diese Vorgänge wiederholen, desto schädlicher wirken sie auf das ganze Nervensystem des Kindes. Bald aber merkt das Kind, daß es mit solchen Schreckgestalten belogen ist, und nun ist aller Respekt hin, denn es hat den Glauben und das Vertrauen gegenüber seinen Eltern oder sonstigen zu seinem Schutz befohlenen Personen verloren! Aber eine nervöse Unruhe, die oft krankhaft erscheint, wird im Kind zurückbleiben. — Oftmals liebt man es auch, Kinder durch harmlose Tiere, wie Hund, Pferd, Kuh, zu ängstigen. Hund beißt, Kage kratzt, Pferd schlägt, Kuh stößt, das ist das erste, was das Kind von diesen Tieren zu wissen bekommt. Selbstverständlich soll man das Kind auf etwaige Gefahren, die ihm von dieser Seite drohen, aufmerksam machen; aber wir sollen nicht von vornherein nützliche und dem Menschen dienende Tiere ihm als Feinde gegenüberstellen. Gefühllose Geschöpfe sind nur zu leicht ein Produkt dieser Erziehung. Kinder zur Vorsicht zu erziehen, ist gewiß ein notwendiger Bestandteil des Erziehungswerkes, hat aber mit Fürchten nichts zu tun. Hauptsache ist, daß die Kinder die wirklichen Gefahren sehen und dadurch verstehen lernen, sich selbst zu bewahren. Das Dunkle und Ungewisse erzieht nicht zur Vorsicht, sondern verursacht nur sinnlose Furcht. Jeder weiß, wie leicht ein Erwachsener noch durch das Ungewisse aus dem Gleichgewicht zu bringen ist; um so mehr hüte man sich, Kinder durch Gedankenlosigkeit zu nervösen Menschen zu machen.

„Was wir wollen.“

Ein Vortrag von Frau Prof. Stöcker-Caviezel über das Thema „Was wir wollen“, S. 5. Was die Union für Frauenbestrebungen will, war ein warmer Appell an die Zubörerlichkeit. In begeisterten Worten schilderte die Vortragende die Notwendigkeit der Frauenbewegung. Durch die ungeahnte Entwicklung der Industrie im letzten Jahrhundert

wurde die Frau mit Gewalt aus ihrer engen Häuslichkeit herausgerissen, in die sie zur Zeit des aufblühenden Bürgertums hineingedrängt worden war. Unvorbereitet, wie sie war, mußte sie den Kampf ums Dasein aufnehmen, mußte als Ernährerin ihrer Kinder ihr Auskommen finden, sie, die bis dahin vom Manne erhalten wurde. Diese neuen Zustände brachten sie auf neue Gedanken, es kam ein Gefühl der Befreiung über sie, sie lernte urteilen, vergleichen, denken. Die fortschrittlichsten unter den Frauen fühlten, daß, wenn die Frau den neuen Aufgaben gewachsen sein soll, sie genügend dazu vorbereitet sein müssen, und gründeten den Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein. Während das Leben der Frau sich total geändert hat, die Frau Seite an Seite mit dem Manne wohl ausgerüstet wie dieser arbeitet, ist eines sich gleich geblieben — die Sorglosigkeit der Frau im Rechte und in der Gesellschaft. Sie ist nicht handlungs- nicht stimmbähig, muß alles, was sie will, auf Schleichwegen zu erlangen suchen. Diese moralische Not rief einen neuen Verein ins Leben: die Union für Frauenbestrebungen. Der Verein bezweckt die Hebung und Vervollständigung des weiblichen Geschlechts durch Gleichberechtigung und Gleichwertung mit dem Manne. Er arbeitet dahin, daß die Frau nicht mehr mit den Idioten auf die gleiche Stufe gestellt wird, sondern daß auch sie an den Gesetzen mitwirkt, denen sie zu gehorchen hat; daß die Ehe sie nicht mehr zu Unmündigen macht, und

daß sie den Kindern gegenüber nicht mehr rechtlos ist. Es soll überhört nicht mehr Männer- und Frauen-, sondern nur noch Menschenrechte geben. Bis aber die Frau das alles errungen hat, oder mit anderen Worten, bis sie stimmberichtig ist, muß die Union in mühseliger Arbeit durch Petitionen das Recht wo immer nur möglich zu Gunsten der Frau zu beeinflussen suchen. Was die Union durch solche Petitionen tatsächlich schon erreicht hat, das legt dann Frau Voos-Deuber des näheren dar. Sie hat hauptsächlich im neuen Zivilrecht und im Strafrecht einige Erfolge zu verzeichnen.

Wenn man diese herrlichen, von innerster Überzeugung durchdrungenen Worte gehört hat, so hätte man nur gewünscht, daß sie nicht nur von der allerdinns zahlreich erscheinenden Zuhörerschaft, sondern noch von viel mehr Frauen vernommen worden wären.

Zur Diensthofenfrage

Vom Bund schweizerischer Frauenvereine ist ein kleines Heftchen (in deutscher und französischer Sprache) herausgegeben worden: Leitende Grundsätze für Hausfrauen, welche Diensthofen halten. Es hat Fräulein Zehnder in St. Gallen, die Vorkämpferin für Verbesserung der Lage der dienenden Klasse, zur Verfasserin.

Wenn es auch betrüblich ist, daß jede fort-

schriftliche Regelung, alles, was vernünftig und gut ist und darum selbstverständlich sein sollte in Bezug auf den Verkehr der Menschen untereinander, erst von Einzelnen in Worte gefaßt, durch Statuten und Artikel festgenagelt, und dann durch den Druck verbreitet werden muß, um mühsam nach und nach in den Gemütern Eingang zu finden und in die Tat umgesetzt zu werden, so wollen wir uns doch der Hoffnung hingeben, daß die „Leitenden Grundsätze“ von Fräulein Zehnder an recht vielen Orten Einlaß finden und einen guten Einfluß ausüben mögen.

Ob auch eine brave Hausfrau schon von sich aus all die von der Verfasserin aufgestellten Forderungen gegenüber ihren Diensthofen nach eigenem Nachdenken und aus eigenem Gutmeinen heraus erfüllt, so tut es ihr vielleicht doch noch gut, sie und da einen kleinen Ansporn zu erhalten, eine ganz kurze Predigt zu vernehmen. Man vergißt es eben doch immer wieder, daß man als Hausfrau eine Volkserzieherin vorzustellen hat und daß man ein vorbildendes Beispiel für die Untergebenen, eine wohlthätige Macht, die sie zum Guten leitet, sein kann und auch sein soll. Und wenn es schwarz auf weiß gedruckt steht, daß man sein Dienstmädchen in materieller Beziehung so halten sollte, wie man die eigene Tochter in geheimeren Falle gehalten sehen möchte, so rekapituliert doch noch manche Frau ihre dienstlichen Einrichtungen und fragt sich, ob sie

Singers

feinste

HAUSKONFEKTE

veranlassen jede Hausfrau, die zeitweilige Selbstfabrikation der Weihnachtszutaten aufzugeben, da ihnen solche eine grössere Auswahl bieten und billiger zu stehen kommen.

438
4 Pfund netto gemischt in 10 Sorten, wie Macaroni, Brunsh, Basler Leckerli, Patiences, Mailänderli, Chocoladen-Macroni, Haselnussleckerli, Zimmtsterne, Anisröllli und Mandelhörnli kosten franko durch die ganze Schweiz nur 6 Fr. gegen Nachnahme. — Zahlreiche Anerkennungen. Jede Hausfrau sollte einen Versuch machen.

Versand der Schweizerischen Brezel- und Zwiebackfabrik

Ch. Singer, Basel III.
Erstes und grösstes Versandgeschäft der Branche in der Schweiz.

Dr. Langs schweizerische

Husten- Tabletten

beseitigen den

stärksten Husten.

Schachtel à Fr. 1.— franko durch Drogerie Grütter, Ollen.

Emalliierte und verzinte

Haus- und Küchengeräte

Polierte Stahlpfannen

Aluminium-Artikel 166

Spezialität: Emalliierte, feuerfeste Kochgeschirre „HEULES“ besonders empfehlenswert.

Anerkannt beste Qualität liefert die R19

Metallwarenfabrik Zug A.G. Zug

Höchste Auszeichnung an ersten Ausstellungen. Zu beziehen in allen Geschäften für Haushaltsartikel.

BRU präs Grandson Koch- u. Haushaltungsschule

Der nächste dreimonatliche Kurs beginnt am 4. Januar und dauert bis 4. April 1913. In demselben sind inbegriffen: Kochkurs, Weissnähen, Flecken und einen hübschen Haushalt zu führen. Gute Gelegenheit, sich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Freie, gesunde Lage. H2798-L 430

E. RAY.

Der grösste Feind

einer wirklich guten Sache ist der Zweifel, weil er oft den Durchbruch der Wahrheit verhindert. Noch viele Leute zweifeln, dass es ein wirksames Heilmittel gegen die Lungenschwindsucht gebe, und doch ist dies tatsächlich der Fall. Alle Lungenkranke sollten eine Probe mit Hans Hodels „Natura“ machen. Die Probe wirkt überzeugend und zerstört jeden Zweifel. Tausende verdanken diesem Mittel ihre Rettung von schwerer Lungenkrankheit. Lesen Sie folgende

Zeugnisse:

„Fühle mich veranlasst, Ihnen für Ihr ausgezeichnetes Mittel den aufrichtigsten Dank zu erstatten. Ihre „Natura“ hat mich von einem langjährigen Lungenkatarrh befreit, gegen den ich vergeblich eine Anzahl der bekannten dagegen empfohlenen Mittel verwendete. Ich empfehle „Natura“ wo ich nur kann. Habe schon viele Lungenleidende auf dieses köstliche Mittel aufmerksam gemacht. Weitere Flaschen brauche ich als Vorbeugungsmittel.“

Mit aufrichtigem Dank zeichnet

sig. JOS. ZUBER, Professor, Institut Heiligkreuz b. Cham (Zug).

Mit Ihren Tabletten „Natura“ bin ich sehr zufrieden. Senden Sie mir sofort wieder drei Rollen. Tegelfelden, den 26. Januar 1910.

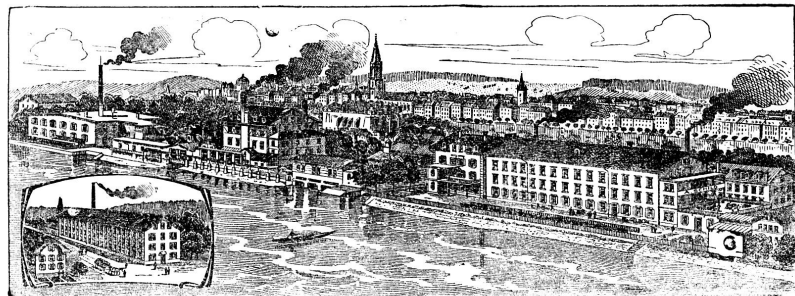
sig. R. M.

Zu beziehen die Flasche zu Fr. 3.—, vier Flaschen Fr. 10.— beim Unterzeichneten, sowie die aus diesem Heilmittel hergestellten „Tabletten Natura“ gegen Husten und Katarrh à Fr. 1.— in den Apotheken und Droguerien, wo nicht erhältlich, direkt bei

Hans Hodel, in Sissach (Baselland).

Eine Ersparnis erzielen Sie, wenn Sie Ihre Kleiderstoffe direkt beziehen von der

Tuchfabrik A. Schild, Bern



Reduzierte Preise bei Einsendung von Wollsachen
Grosse Muster-Auswahl :: Muster u. Preisliste auf Verlangen sofort franko :: Moderne, solide Stoffe

mit ihnen vor einem Gerichtshofe von Hausfrauen und speziell vor der Verfasserin obigen Schriftchens mit gutem Gewissen bestehen könnte.

Die „Leitenden Grundsätze für Hausfrauen“ sind kurz und klar gefasst, sie lassen keine Mißdeutung zu. Es herrscht leider in der Tat aller Orten noch zu viel Willkür in der Behandlung der Dienftboten, darum wäre es schon gut, wenn mehr Einheitsficht irgendwie von oben herab an Stelle der Vielseitigkeit gesetzt würde. Es wäre damit schon etwas gewonnen. Beide Teile, die Hausfrauen, wie die Dienftboten, würden es sicher, wenn einmal daran gewöhnt, als Annehmlichkeit empfinden, wenn nach bestimmten, allgemein anerkannten Regeln gearbeitet werden könnte.

Etwas ganz Gleichartiges wird man freilich nie einrichten können. Die Hausarbeit ist ein so vielgestaltiges Ding, daß man sie unmöglich in eine einzige Form bringen kann, und das Verhältnis, das Hausfrau und Hausangestellte verbindet, wird auch stets eine durchaus persönliche Note aufweisen. Ohne eine solche ist ja das Zusammenleben von zwei oder mehr weiblichen Wesen nicht denkbar.

Ehe auf Kündigung

Von einer Eheschließung nach allermodernerer Fassung wird der „Frankfurter Zeitung“ aus Island, also ausnahmsweise einmal nicht aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, be-

richtet. Wie das in Kopenhagen erscheinende Blatt „Ingolfur“ mitteilt, gingen der Dozent an der dortigen Universität, Augenarzt Dr. Andres Fjeldsted, und Fräulein Sigridur Blöndahl, die Tochter eines früheren isländischen Volksvertreters, jüngst die Ehe ein und zwar in der Weise, daß sie einen richtigen Kontrakt aufsetzten, der vor der zuständigen Rechtsstelle zur Verlesung gebracht wurde. Dieser Kontrakt besagt, daß die beiden vertragschließenden Personen als Eheleute zusammenleben wollen und daß alle üblichen Bestimmungen über Ehe für sie, ihr Vermögen und ihre Kinder Gültigkeit haben sollten. Dieser Ehevertrag ist jedoch kündbar und zwar ist eine Kündigungsfrist von mehreren Monaten festgesetzt. Außerdem sind besondere Bestimmungen für den Fall vereinbart, daß die beiden Eheleute in Zukunft nicht mehr miteinander leben wollen. Ob diese rein privatrechtliche Auffassung der Eheschließung auf gesetzliche Hindernisse gestoßen ist, wird nicht berichtet. Die neuartige Ehe wird wahrscheinlich bessern Bestand haben, als viele Ehen, bei denen die Frau oder der Mann nur als angenehme Zugabe zu Geld oder Titel angesehen werden.

Der Ursprung des Schnarchens

In seiner englischen Heimat hat laut „Nat.-Ztg.“ der Dekan von Manchester, Bischof Well-ton, bei seinen Landsleuten dadurch ein heiteres

Auffehen erregt, daß er in einer Verammlung bei Gelegenheit einer Rede ein Bekenntnis über den Ursprung des Schnarchens ablegte. Jeder weiß, daß die Entstehung der Schnarchtöne mit dem Öffnen des Mundes während des Schlafes zusammenhängt. Man pflegt daher schon bei der Erziehung der Kinder darauf zu halten, daß sie nicht mit offenem Mund schlafen, freilich nicht nur mit Rücksicht auf Vermeidung des Schnarchens, sondern namentlich, weil die Nase bei der Atmung als Filter für die Luft dienen und den Staub abhalten soll. Diese Ansicht über das Schnarchen ist nun aber zum wenigsten unvollständig, denn es kann gar keinem Zweifel unterliegen — und jeder kann es bei sich selbst ausprobieren — daß man auch mit geschlossenem Mund schnarchen kann. Es müßte überhaupt erst noch bewiesen werden, daß die Mehrzahl der Schnarcher oder die größten Virtuosen in dieser Kunst mit offenem Mund ihre nächtlichen Unthaten verüben. Außerdem aber kann man ernstlich die Frage aufwerfen, ob das Schnarchen vielleicht erblich ist. Der Bischof von Manchester führte zur Stütze dieser Vermutung ein Wort des berühmten Rechtsgelehrten Bentham an: „Mein Vater schnarchte, meine Mutter schnarchte und wenn mein Sohn nicht schnarcht, dann ist er ein Betrüger.“ Die Wahrheit wird wohl in der verschiedenen Art zustande kommen und daß es in einigen dieser vielen Fälle auch auf erblichen Einflüssen beruhen kann. Es ist dann vielleicht zu

Schweizer Chocoladen

in stets frischer Ware und reicher Auswahl sind in allen unsern Filialen erhältlich.

Filialen in allen grössern Städten der Schweiz

Verkauf mit 5% Rabatt.

Wo keine Filialen, franko Versand per Post oder Bahn.

410

Zentrale für die Schweiz: Güterstrasse 311, Basel.

Telephon 3704.

Man verlange die neueste Preisliste.

Telephon 3704

Bevor
Sie 370
Waschapparate
kaufen, verlangen Sie Katalog oder kostenlosen Besuch.
Ad. Schullhess & Cie
Waschapparatefabrik
Zürich V, Mühlebach-Reinhardstr.

„La Renaissance“
357
Töchter-Pensionat H12780 H.
Ste. Croix (Vaud) Suisse.
Preis Fr. 80.— per Monat, Stunden unbegriffen. — Prospekte u. Referenzen.

Wir bitten unsere werthen Leserinnen höflich, bei etwaigen Einkäufen, Firmen, welche in unserm Blatte inserieren zu berücksichtigen

Kaloderma
Seife, Gelée, und Reispuder.

KALODERMA GELÉE Wirkt sofort lindernd und glättend bei rissiger Haut. Fettig nicht, da ohne Oel und Fett bereitet.

KALODERMA SEIFE Mit Glycerin und Honig bereitet, unübertroffen zur Erhaltung einer hellen und zarten Haut.

KALODERMA REISPUDDER Beliebtes Toilettenmittel. Schmiegt sich der Haut auf das Innigste an.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen Apotheken Drogen-, Friseur- und Parfümerie-Geschäften

„Grosser Preis“ Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.
Inserieren bringt Erfolg!

Pensionat für junge Mädchen, besonders für kath. Gründl. Erlernung d. franz. Spr. Familienleben. Prosp. Beste Referenz. v. ehem. Pens. Melle Marie Poffet, rue Coulon 2, Neuchâtel. 163

Für 6.50 Franken versenden franko gegen Nachnahme **btt. 5 Ko. ff. Toilette-Abfall-Seifen** (ca. 60—70 leichtbeschädigte Stücke der feinsten Toilette-Seifen). 8] **Bergmann & Co., Wiedikon-Zürich.**

Kluge Damen gebrauchen beim Ausbleiben der monatlichen Vorgänge nur noch „Förderin“ (wirkt sicher). Die Dose Fr. 3.—. 192 **J. Mohr, Arzt, Lutzenberg** (Appenzel A.-Lth.)

Inserate haben den besten Erfolg in der Schweizer Frauenzeitung

vergleichen mit Eigentümlichkeiten der Sprache oder des Stimmklanges, die ja insofern erblich sein können, daß man zuweilen die Verwandtschaft zwischen zwei Personen an der Ähnlichkeit der Sprache zu erkennen vermag. Außerdem gibt es, wodurch die Vielseitigkeit in der Entfaltung des Schmarzens am schärfsten gekennzeichnet wird, auch ein eigentlich krankhaftes Schmarzen, das in Zusammenhang mit bestimmten Krankheiten den Mundorgane oder auch des Gehirns steht und zuweilen ein recht bedenkliches Merkmal darstellt.

Der Tod durch eine Hutnadel

Von einem seltsam tragischen Todesfall wird aus Paris geschrieben: Eine junge reisende Frau, die erst seit einem Jahre verheiratet ist, und in außerordentlich glücklicher Ehe lebte, ist ganz plötzlich aus dem Leben dahingerafft worden. Schuld an diesem Vorfall war eine Hutnadel, und zwar eine unvorsichtige Bewegung, die die junge Frau gemacht hatte. Sie wollte nämlich ihren Hut aufheben, als sie merkte, daß noch die Nadel nicht herausgezogen war. Wie es die Gewohnheit vieler Damen ist, nahm sie mit der einen Hand die Nadel aus dem Hut, während sie mit der anderen versuchte, den Hut festzuhalten. Die Nadel fiel herunter, die junge Dame versuchte, sie aufzuheben und stach sich dabei mit der Nadel ein wenig in den Leib. Sie achtete zuerst gar nicht darauf, bald aber stellte sich ein eigentümliches Schwächegefühl ein, das mit einem heftigen Schmerz verbunden war. Als die Schmerzen stärker wurden, konsultierte man einen Arzt, der eine Entzündung des Bauchfells konstatierte. Es kann vor den Gefahren der Hutnadel gar nicht genug gewarnt werden, wenn sie ungeschickt auf dem Hutrande hervorstehen, sondern auch, wenn man sonst unvorsichtig mit ihnen umgeht.

Für das Frauenstimmrecht

In einer Versammlung für das Frauenstimmrecht, an der auch der Freiburger Universitätsprofessor Arcari sprach, wurde die Konstituierung von Komitees für das Frauenstimmrecht in allen Städten Italiens beschlossen.

Sprechsaal

Fragen

Frage 510: Wäre vielleicht eine Dame oder Herr so gütig, und gäbe mir Unerfahrenen eine Anleitung, wo ich leib- oder kaufweise zu einem Buche gelangen könnte, an Hand dessen ich die Schwedisch-Norwegische Sprache etwas erlernen würde. Meinem aufrichtigen Dank zum Voraus.

Eine vieljährige Abonnentin.

Frage 511: Eine nicht mehr junge Tochter, von unbemittelten Eltern abtammend, bittet erfahrene Leser und Leserinnen um objektive, offene Beurteilung ihrer Frage. Ich habe mich viele Jahre im elterlichen Hause geschäftlich und hauswirtschaftlich nützlich gemacht. Nun haben sich jene Verhältnisse geändert. Ich bin nun auf eigene Füße und mithin vor die Frage gestellt, ob ich mich künftig selbst erwerbend betätigen soll, oder ob ich es wagen darf, mich in einer Familie einführen zu lassen, wo ich weiß, daß sie mich gerne mit ihrem großen Bekanntenkreise in Verbindung bringt, um gebildete Leute kennen zu lernen. Das Oberhaupt dieser Familie hat mir in väterlichem Gutmeinen gesagt, daß von Herren, die sich verhältnismäßig keine Frauen mit Erwerb suchen müssen, die nur für den Familien- und Haushaltungskreis erzogenen Mädchen zur Heirat vorgezogen würden. Das Erwerben mache die Mädchen unangenehm selbständig in ihrem Handeln und Auftreten. Der Mann sei ihnen mehr Beigabe zu den gewohnten Ansprüchen an Ausgabefreibeißen und Angewohnheiten, wogegen die Mädchen, die bis zu ihrer Heirat aus der Tasche der Eltern gelebt, das einem Haushalte vorziehen, als nur eigener Verantwortung als höchste Wertschätzung ihrer Person betrachten, daß das Verhältnis in der Ehe ein natürlicheres, friedlicheres werde. Ich muß dieser Meinung mindestens insoweit Recht einräumen, als ich schon selbst beobachtet habe, daß die Weiblichkeit im Erwerbaleben scharf und kampfbereit wird. Es muß wohl freilich hierbei die Tatsache in Betracht gezogen werden, daß der erwerbenden Frauenwelt meistens nach dem geschäftlichen Tagespensum nachher noch häusliche Arbeiten aller Art zufallen, die getan sein müssen, während der Mann sich mit Verachtung gaulen ausruhen zu dürfen. Dieses zu-

viel geschieht regelmäßig auf Kosten der Gesundheit der Frau, die in vielen Fällen durch förmliche Inanspruchnahme schon überbürdet ist. Mitbin sind durch Angegriffenheit der Nerven Schwäche, Unlust und dergleichen genügend erklärt. Wie betrachten Andere die Frage? L. P.

Antworten

Auf Frage 496: Gegen das so lästige Anlaufen der Brillengläser hat man ein vorzügliches chemisches Präparat in Bleistiftform. Einmal des Morgens die Gläser mit dem Stift überstreichen und wieder sauber abgerieben, bleiben sie tagsüber von dem Anlaufen geschützt. Erhältlich à Fr. 1.50 bei Optiker Weber in Montreux.

Auf Frage 509: Wenn Bücher die Klüfte der Ehen zu überbrücken, zu verbinden vermöchten, dann hätten wohl die Buchhändler goldene Zeit. Versuchen Sie es immerhin, in dieser. Ihnen am ehesten zutreffenden Weise auf den fehlenden Teil einzuwirken. Es gibt gute Bücher dieser Art zur Genüge. Wenn es aber nicht ein Buch ist, das sehr eindringlich zur Leserin spricht, wird der Zweck nicht erfüllt sein. Und wählen Sie einen sehr sprechenden Stoff, dann fühlt sich die Freundin betroffen und wird, wie bei ihrem Gatten, auch gegen Sie empfindlich sein. Es kann sein, daß die Zeit, die Ihnen auffallenden Schwierigkeiten am besten reagiert. Es bedarf in vielen Ehen einer geräumigen Zeit, bis sich die Gatten in ihrer verschiedenen Art an- und ineinander gewöhnt haben. Das Einmischen von Drittpersonen ist eine höchst schwierige Sache, die oft mehr Unfrieden als Frieden stiftet. Handelt es sich nur um ein erwärmtes Angewöhnen, dann lassen Sie lieber die Hände davon. Sind aber zwei Naturen beisammen, die sich stoßen, anstatt zu ergänzen, dann vermag auch das beste Buch die Ehe nicht zu einer Harmonischen zu bilden. R. M.

Spruch

Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen,
Und Narren ertragen.

Achtung! Grosser Preisabschlag für Konfitüren und Konserven.

	5 Kg. Eimer	10 Kg. Eimer	20 Kg. Eimer
Orangen Konfitüren	Fr. 3.75	Fr. 7.—	Fr. 12.—
Heidelbeeren „	„ 3.50	„ 6.50	„ 10.50
Brombeeren „	„ 3.90	„ 7.25	„ 13.—
Reineklenden „	„ 3.90	„ 7.25	„ 13.—
Apfelmus „	„ 2.90	„ 5.50	„ 10.—
Birnenmus „	„ 3.—	„ 5.80	„ 11.—

Diesjährige Produktion, garantiert la. Qualität:

	5 Kg. Eimer	10 Kg. Eimer	20 Kg. Eimer
Kirschen Konfitüren	Fr. 6.—	Fr. 12.—	Fr. 22.—
Brombeeren „	„ 5.25	„ 11.—	„ 21.—
Zwetschgen „	„ 4.75	„ 9.50	„ 18.—
Heidelbeeren „	„ 4.75	„ 9.50	„ 18.—
Preiselbeeren „	„ 5.50	„ 11.50	„ 21.—
Reineklenden „	„ 5.—	„ 10.25	„ 19.—
Himbeeren „	„ 6.75	„ 13.50	„ 26.—
Aprikosen „	„ 6.75	„ 13.50	„ 26.—
Pflirsche „	„ 6.—	„ 12.50	„ 24.—

In 5 Kg. Aluminium Kochtöpfen 25 Cts. per Kg. mehr.

Gemüse- und Früchte-Konserven äusserst billig!

Verlangen Sie gratis Preisliste. Alle Sendungen franko per Post gegen Nachnahme, solange Vorrat reicht. 448

Rhätische Konserven-Fabrik Campocologno Kt. Graubünden).

Kaisers Haushaltungsbuch für die Hausfrau. Preis Fr. 1.30

Infolge der praktischen Einteilung und der vornehmen preiswerten Ausstattung hat sich dieses Buch mit grossem Erfolg in der ganzen Schweiz eingeführt. Fast alle schweizer. Frauenvereine haben auf seine Vorzüge aufmerksam gemacht und es warm empfohlen. Erhältlich in Buchhandlungen, Papeterie- oder direkt von den Verlegern Kaiser & Co., Bern.

•• Kaisers Buchführung für Herren, Hausfrauen oder Einzelstehende. ••

Einfache Haushaltungstatistik und wertvolle Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben und des Vermögensstandes. Dieses Buch kann allein, oder als Ergänzung zu Kaisers Haushaltungsbuch für die Hausfrau gebraucht werden; es verlangt wenig Mühe zur Führung und verschafft ein klares Bild. Die enthaltenen Aufstellungen und Tabellen sind so einfach und praktisch, dass wer sie kennt, sie nicht mehr missen kann. — Erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien oder direkt von den Verlegern Kaiser & Co., Bern. — Preis Fr. 1.30. 428 (m 713)

Neu! Pestalozzi Schülerinnen-Kalender

Preis Fr. 1.50

in ähnlicher Ausstattung wie der Pestalozzi Schülerkalender, der sich die Herzen der Schweizer Jugend im Sturme erobert hat. Wie sehr die Pestalozzi-Kalender von der Jugend, den Eltern und Lehrern geschätzt werden, beweist die in ihrer Art einzig dastehende Verbreitung (in diesem Jahre 78,000 Exemplare)

Erhältlich in Buchhandlungen und Papeterien oder direkt vom

Verlag Kaiser & Co, Bern

Chem. Waschanstalt und Kleiderfärberei

Terlinden & Co., vorm. H. Hintermeister

Küsnacht-Zürich

Ältestes, best eingerichtetes Geschäft dieser Branche.

Frompte, sorgfältigste Ausführung direkter Aufträge.

Bescheidene Preise. — Gratis-Schachtelpackung. (246

Filialen und Depots in allen grösseren Städten und Orten der Schweiz.

Cortailod près Neuchâtel villa des Prés

Töchterpensionat

Gründliches Studium der franz. Sprache. Englisch, Italienisch und Piano. Unterricht im Institut durch diplomierte Lehrerin. Gute Verpflegung und Familienleben zugesichert. Mässige Preise. Prospekte und Referenzen zu Diensten. 444

Inserieren bringt Erfolg

Feuilleton

Leben heißt kämpfen

Roman von S. Courths-Mahler.

(Nachdruck verboten).

Nun weißt Du alles und, nicht wahr — nun siehst Du ein, daß ich nicht zurück kann. Laß mich Dich noch einmal innig um Verzeihung bitten, mein teurer, lieber Vater, laß mich Dein Kind bleiben auch in der Ferne, und schreibe mir einige Worte der Vergebung. An Gabi liegt ein Brief im linken Fach meines Schreibtisches — lies ihn, ehe Du ihr denselben gibst, damit Du weißt, was ich als Grund für meine Flucht ansehe. Den Dienstboten kannst Du sagen, daß ich am Bahnhof ein Telegramm meiner Mutter erhalten habe. Sie sei stark krank und verlange nach mir. Meine Sachen sendest Du mir wohl nach. Nochmals vergib und zürne nicht Deiner Dir ewig dankbaren Eva."

Lange saß Horst Wendenburg über diesen Brief gebeugt. Tief und schwer ging sein Atem, und die Hand, die den Brief hielt, zitterte. In dieser Stunde begab er den Wunsch und die Hoffnung, die holde Jugend noch einmal an sich zu fesseln.

Langsam und schwerfällig erhob er sich endlich und ging in Evas Zimmer hinauf, um den Brief für Gabi zu holen. Er mußte ihr doch Mitteilung machen von Evas Flucht. Auch Bernhard mußte davon erfahren, wenn er kam. Ob dieser wohl eine Ahnung hatte, daß Eva ihn liebte? Wohl kaum, Verliebte sind blind für andere, das hatte er an sich selbst erfahren.

Horst Wendenburg fand den Brief an der bezeichneten Stelle und las ihn durch.

Liebe, kleine Gabi!

Durch deinen Vater wirst Du erfahren, daß ich Euer Haus für immer verlassen habe. Du konntest es ja nicht fassen, daß ich die Gattin Deines Vaters werden sollte. Nun sieh — ich konnte es auch nicht und erschraf darüber so, daß ich im ersten Moment nicht protestieren konnte. Und dann kamst Du mit Gerold dazu, und ich wollte in Eurer Gegenwart meinen lieben Onkel Horst nicht beschämen. Aber ich wußte gleich, daß ich nun von Euch fort mußte. Nun mußt Du doppelt lieb und zärtlich mit Deinem armen Vater sein, nicht wahr? Und mußt ihn bitten, mir zu verzeihen, daß ich undankbar scheiden muß.

Leb wohl, meine Gabi — sei glücklich — vergiß mich nicht ganz, ich werde Dich immer wie eine teure Schwester lieben. Und sag' auch Bernhard Gerold einen letzten Gruß. — Werdet glücklich miteinander!

Immer Deine treue Eva."

Mit diesem Brief in der Hand kam er die Treppe herab und traf im Hausgang mit Bernhard und Gabi zusammen. Gabi sah unruhig aus.

"Denke nur, Papa, eben mit Bernhard zugleich kam der Wagen von der Station zurück. Eva ist mit diesem Zug wieder nicht gekommen. So lange blieb sie doch nie aus. Es wird ihr doch nichts geschehen sein?"

Wendenburg trat mit dem Brautpaar in den kleinen Salon, in welchem er um Eva geworden. Er zog die Türe hinter sich ins Schloß, denn draußen stand ein Diener und ordnete die große Blattschneidengruppe in der Mitte des Vorplatzes. Dann wandte er sich erst zu Gabi.

Eva war in Berlin angekommen. Sie bestieg sofort eine Droschke und gab dem Kutscher die Adresse ihrer Mutter an.

Mit geschlossenen Augen lehnte sie sich zurück, sie fühlte sich matt und elend zum Sterben. Es dauerte lange, bis der Wagen vor einer jener großen Mietstafeln hielt, deren es in Berlin so viele gibt.

Mit bangen Augen sah Eva daran empor, als sie den Kutscher abhobte. Dann griff sie nach ihrer Handtasche und ging in den dunklen Hausflur hinein.

Langsam stieg sie die schmalen, lichtlosen Treppen empor, bis zum dritten Stock.

Drei Wohnungstüren lagen nun vor ihr. Mühsam studierte sie die Namensschilder und verschiedene Visitenkarten, die ebenfalls mit Reißnägeln an den Türen befestigt waren.

Auf einer solchen Visitenkarte fand sie dann auch den Namen ihrer Mutter. Charlotte Gra-

bow, Schaupielerin. Evas Herz schlug in schweren Schlägen. Eine Weile stand sie, nach Fassung ringend, vor der verschlossenen Türe. Endlich zog sie die Klingel.

Es dauerte ziemlich lange, bis schlurfende Schritte sich drinnen nahen. Durch das runde kleine Fensterchen sah jemand heraus. Dann rasselte innen die Sicherheitskette und die Türe wurde einen Spalt breit geöffnet. Ein großköpfiges Frauengesicht, von grauen Haaren umrahmt, erschien.

"Was wünschen Sie, Fräulein?" fragte eine mürrische Stimme.

"Ist Frau Charlotte Grabow zu sprechen?" Die Alte sah Eva forschend an, während sie die Türe weiter öffnete, und von innen das Licht auf sie fallen ließ. "Die? Na, da muß ich erst mal nachsehen. Warten Sie 'n Momang."

Sie schlug die Türe hinter sich zu und verschwand, Eva ruhig draußen stehen lassend. Nach einer Weile kam sie wieder.

"Zu Hause ist sie — aber sie schläft. Wachen soll ich sie nicht. Denn kommen Sie man rin, und warten Sie ein Weilchen."

Eva folgte ihrer Aufforderung. Die Alte legte hinter ihr umständlich die Sicherheitskette wieder vor und öffnete dann eine Türe.

"So sehen Sie sich hier rin. Das ist Frau Grabow ihr Salong. Im Nebenzimmer liegt sie auf dem Sofa. Wenn Sie sie wecken wollen, denn tun Sie es, mir schmeißt sie an, wenn ich es tue."

Eva sah sich zaghaft in dem Raum um. Die Luft war so schwer und dumpf in dem Zimmer, das ihr das Atmen schwer wurde. Sie seufzte tief auf und stellte ihre Handtasche neben sich auf den Boden. Eine Weile wartete sie ruhig — dann hüftelte sie, um sich bemerkbar zu machen. Nichts regte sich.

Nun ertrag sie das Warten nicht länger. Sie schritt auf die offen stehende Türe des Nebenzimmers zu. Ein schmales Schlafzimmer wurde ihr sichtbar. Auf einem Divan vor dem Bett lag, mit einem losen alten Morgenrock bekleidet, eine Frau, die sich eben schlaftrunken aufrichtete, als Eva im Türrahmen erschien. Beim Anblick des jungen Mädchens sprang die Frau erschrocken auf und setzte sich aufrecht auf den Diwan.

"Was wollen Sie hier, wie kommen Sie hier herein? rief sie, sich das wirre Haar aus dem Gesicht streichend. Eva sah mit unbeschreiblichem Gefühl auf die verschlafene aussehende Frau.

Sie wollte auf die Frage ihrer Mutter antworten, aber die Kehle war ihr wie zugeschnitten. Erst als Charlotte Grabow nahe herantrat, sie mit den kurzschichtigen Augen musterte und noch einmal fragte, was sie wünschte, rangte sich einige Worte über ihre Lippen.

"Ich bin Eva Grabow."

Ihre Mutter stuzte, blinzelte zu Eva und wußte offenbar gar nicht, was sie sagen und denken sollte. Im Moment begriff sie nicht. Ganz benommen im Kopf, trat sie aus dem Schlafzimmer heraus, griff nach der Stiellorgnette auf dem Tisch und hielt sie vor die Augen, um Eva verständnisvoll anzusehen. Dann bekam ihr Gesicht einen betroffenen Ausdruck.

"Eva — Grabow — Eva Grabow — nein — Sie sind doch nicht — nein —"

Sie schüttelte fassungslos den Kopf. Eva hatte ihre Ruhe wieder gewonnen.

"Doch, ich bin Eva Grabow — Ihre — nein, deine Tochter", sagte sie fest.

Charlotte Grabow schien mit einem Male zu begreifen. Daß es keine erfreulichen und warmen Gefühle waren, die sich beim Anblick der verlassenen Tochter in ihr regten, konnte Eva deutlich auf ihrem Gesicht lesen.

Mit theatralischer Gebärde und ausgestreckten Händen trat sie auf Eva zu.

"Mein Kind — meine Tochter — mein lang-ersehntes Kind, von dem mich ein graufam Schicksal getrennt. Sei mir gegrüßt! O Gott — wie ist es möglich, daß ich eine so große Tochter habe! Man würde es mir nicht glauben. Ich habe mir meine Tochter immer als ein niedliches, kleines Mädchen vorgestellt mit Schärpen, Kleidchen und Hängegöppeln. Und nun steht eine so große, schöne Dame vor mir. Aber willkommen in meinem armen, bescheidenen Heim. — Du bist natürlich eine viel bessere Umgebung gewöhnt. Ach — es war immer ein Trost, wenn ich darben mußte, daß du es besser hast im Leben, als deine arme Mutter. Du mußt fürlieb nehmen, mein Kind. Aber lieb, sehr lieb ist es von dir, daß du mich einmal aufsuchst. Ja — die Stimme der Natur ist mächtiger als wir, ich habe oft Sehnsucht nach

dir empfunden. Du bist sicher nur auf der Durchreise hier in Berlin?"

"Nein — nicht auf der Durchreise. Ich bin direkt nach Berlin gereist, um dich aufzusuchen und dich zu bitten, mir einige Zeit bei dir Aufnahme zu gewähren?"

"Aufnahme?" Frau Charlotte führte nervös das Borgen vor die Augen. "Wie soll ich das verstehen, Kind, du bist doch nicht allein, ohne Begleitung in Berlin?"

"Doch, ganz allein. Und ohne Vorwissen meines Pflegevaters. Ich muß dir gleich alles sagen, damit du klar siehst. Onkel Horst wollte mich zu seiner Frau machen. Das kann ich nicht werden. Da ging ich heimlich fort, zu dir. Ich wußte mir keinen anderen Rat. Bitte, nimm mich bei dir auf, nur so lange, bis ich mir eine Stellung gesucht habe."

Frau Charlotte Grabow schlug fassungslos die Hände zusammen.

"Mein Gott — so eine Unvernunft! Du bist wohl von Sinnen? Einem Manne, wie Wendenburg, der über ein fürstliches Einkommen verfügt, läßt man doch nicht davon, wenn er einem seine Hand anbietet. Das ist doch nicht dein Ernst? Eine Stellung suchen, wenn man wie eine Fürstin leben kann." Sie lachte hart und nervös auf.

Eva sah mit ernsten, ruhigen Augen in das nervös zuckende Gesicht ihrer Mutter. "Ich habe alles bedacht und kehre nicht zurück. Glaubst du, ich wäre wie eine Undankbare geflohen, wenn es für mich eine Möglichkeit gab, zu bleiben?"

"Unfinn, das sind überpannte Ansichten. Einem reichen Freier läuft man nicht davon, wenn man ein armes Mädchen ist."

"Nein — ich leide es nicht — kehre um, sage ich dir, kehre um."

Eva sah regungslos ihren Ausbrüchen gegenüber.

"Nein, Mutter — niemals."

Frau Charlotte fuhr herum zu ihr. "Nenne mich nicht auch noch Mutter! Wenn das jemand hört! Begreift du nicht, daß ich für mein Fach als Salondame sofort drunter durch bin, wenn man erfährt, daß ich eine erwachsene Tochter habe? Ich habe schon ohnedies Mühe, eine Anstellung zu bekommen, und muß so jung als möglich scheinen. Dabei könnte es mir gerade noch fehlen, daß du dich als meine Tochter ausspielt."

Eva atmete schwer. Hart genug war es ihr gewesen, dieser Frau den Mutternamen zu geben. Vor ihrer Herzenskälte schauerte sie zusammen.

"Wenn du es nicht wünschst, will ich dich gewiß nicht Mutter nennen. Bitte, laß uns einmal ruhig und vernünftig unterhandeln. Ich habe einige hundert Mark Geld bei mir. Es dürfte reichen, um deinen und meinen Unterhalt einige Wochen zu bestreiten. Inzwischen findet sich wohl Arbeit und Verdienst für mich. Und ich selbst werde dann Onkel Horst schreiben und ihn bitten, dich noch zu unterstützen, bis du wieder eine Anstellung hast."

Charlotte lachte laut auf.

"Abgewiesene Freier pflegen nicht großmütig zu sein."

Evas Gesicht rötete sich.

"Onkel Horst ist ein edler, gütiger Mann".

"Und trotzdem läufst du ihm davon?"

"Ja, trotzdem. Das mag dir den Ernst meiner Lage klar machen."

Frau Charlotte ließ sich seufzend in einen Sessel gleiten. Evas Erwähnung, daß sie Geld bei sich hatte, war wie Del auf die Wogen ihrer Erregung gefallen. Sie sann angestrengt nach, wie sich für sie Vorteil aus dieser überraschenden Situation ziehen ließ. Ausbeuten mußte sie dieselbe auf irgend eine Art, nur wußte sie noch nicht, auf welche. Schließlich nahm sie ihr Borgen und betrachtete Eva ungeniert, prüfend von oben bis unten.

"Du bist entschieden eine Schönheit, und zwar eine von dem Genre, das die Männer am meisten schätzen. Wendenburg hat Geschmack bewiesen."

Eva zog die Stirn wie im Schmerz zusammen und wurde glühend rot. "Laß das, bitte. Meine Schönheit wird mir auf meinem künftigen Lebensweg eher eine Last sein, als ein Vorzug."

Charlotte schüttelte den Kopf.

"Du scheinst unglaublich überpannte Ansichten zu haben. Eine schöne Frau ist immer im Vorteil gegen eine häßliche, wenn sie klug ist. Doch gut, lassen wir das jetzt. Wieviel Geld hast du bei dir?"

„Gegen dreihundert Mark.“

„Sui, das ist freilich wenig, wenn man bedenkt, daß du aus dem Hause eines mehrfachen Millionärs kommst. Deinen Vorteil hast du wenig zu wahren gewußt. Immerhin ist es besser als nichts. Gib mir hundert Mark davon, damit ich meine Wirtin bezahlen kann. Ich muß sie gesellig machen, damit sie erlaubt, daß ich dich bei mir aufnehme.“

„So weißt du mich nicht fort?“ fragte Eva leise. Charlotte seufzte scheinbar ergebungswillig. Sie hatte sich inzwischen überlegt, daß sie sich viel leicht Wendenburg zu Dank verpflichten konnte, indem sie Eva zur Bernunft brachte. Gelang ihr das nicht, dann konnte ihr Evas Schönheit vielleicht anderweitig von Nutzen sein. Es gab in den Kreisen, in denen sie verkehrte, reiche Lebemänner genug. Man konnte nicht wissen — Evas frische, reine Schönheit mußte bezaubern — vielleicht machte sie eine andere gute Partie. Es gab da gewiegte Herzensbrüder darunter, die auch dieses scheinbar sehr spröde Herz besiegen würden. Jedenfalls war es ratsam, gute Mine zum bösen Spiel zu machen.

„Ich kann dich doch nicht hinausweisen, wenn du durchaus nicht zurückkehren willst! Wir wollen also später gemeinsam überlegen, was zu tun ist. Bitte, gib mir das Geld, — ich muß auch etwas zu essen holen lassen. Du wirst hungrig sein, und ich habe seit heute morgen auch noch nichts zu mir genommen.“

Eva reichte ihr einen Hundertmarktschein.

Charlotte wurde sofort besser gelaunt, machte einige Scherze über Evas unerwartetes Erscheinen und entschuldigte sich ihrer mangelhaften Toilette halber. Dann ging sie zur Tür und rief hinaus:

„Frau Krusemann!“

Diese erschien langsam mit mürrischer Miene. Charlotte wandte sich mit den Allüren einer Salon-dame nach ihr um.

„Ah, da sind Sie ja schon, Frau Krusemann. Sie müssen für meine — meine Nichte und mich eine Mahlzeit aus dem Restaurant holen. Hier ist Geld — Sie können gleich die rückständige Miete mir abziehen, auch was Sie sonst noch an Auslagen zu bekommen haben.“

Frau Krusemanns Antlitz verlor den mürrischen Ausdruck. Sie sah schnell nach dem Geldschein. Ihre Augen flogen forschend zu Eva hinüber. Daß von dieser der plötzliche Geldsegen ausging, erfaßte sie sofort. Und für Evas elegante, vornehme Einfachheit fehlte ihr das Verständnis keineswegs. Als Zimmervermieterin hatte sie einen scharfen Blick für allerhand Leute.

Sie beiläufig, ihre Bereitwilligkeit zu versichern, und hob mit einer sorgsamem Bestlossenheit die elegante Handtasche Evas vom Boden auf. Befriedigt sog sie den Luchternduft ein und wuschte mit der Schürze liebevoll säubernd über den Boden der Tische, der auf dem Fußboden gestanden hatte. Dann stellte sie dieselbe umständlich auf einen Stuhl. „So was Schönes sieht man nicht alle Tage“, sagte sie anerkennend und trollte dann hinaus. Als sie schon auf der Schwelle war, rief sie Charlotte noch einmal zurück.

„Was ich noch sagen wollte — meine Nichte will sich einige Wochen in Berlin aufhalten und mag nicht allein im Hotel wohnen. Wenn es Ihnen recht ist, bleibt sie bei mir. Da Sie, soviel ich weiß, kein Zimmer frei haben, richten mir meinen Divan als Nachtlager her. Das läßt sich ja machen. Wir möchten doch gern zusammenbleiben. Meine Nichte wird Sie natürlich dafür entschädigen.“

Frau Krusemann hatte noch nie eine Gelegenheit, mühelos Geld zu verdienen, von sich gegeben. Sie erklärte sich einverstanden.

Nachdem sie das Essen herbeigeht hatte — auch eine Flasche Wein fehlte auf Charlottens Wunsch nicht — schleppte sie einige Kissen und Decken herbei und machte für Eva den Divan zurecht. „Nächste Woche wird das Zimmer nebenan leer, das Maßräulein zieht aus, dann können Sie von wegen mir in ihre Stube ziehen, bis sie wieder vermietet wird“, sagte sie zu Eva.

Diese nickte ihr nur stumm zu. Sie war nicht imstande, zu sprechen. Nun sie sich vorläufig aborgen mußte, verlagten ihr die Nerven den Dienst. So hungrig sie auch war, es kostete ihr Mühe, einige Bissen zu essen. Charlotte aß dafür mit autem Appetit. Sie trank fast die ganze Flasche Wein allein aus und plauderte dabei sehr lebenswürdig. Sie erzählt Schnurren und Theaterwike, belachte dieselben laut und schien gar kein Empfinden dafür zu haben, wie trostlos

und jammervoll es in ihrer Tochter aussah.

Inzwischen wurde es dunkel. Frau Krusemann brachte die Lampe und räumte das Eßgeschirr fort. Bis nach neun Uhr saßen Mutter und Tochter einander gegenüber. Eva mußte schließlich, da sie aufgefördert wurde, die Einzelheiten ihrer Flucht erzählen, und auch über ihr Leben in Wendenburgs Hause mußte sie berichten. Charlotte folgte ihren Worten mit gespannter Aufmerksamkeit. Wollte sie doch aus diesem Berichte entnehmen, wie sie am besten Nutzen aus der Angelegenheit ziehen konnte.

Dabei betrachtete sie Eva immer interessierter. Mitten in der Unterhaltung sprang sie einmal auf nestelte an Evas Haar.

„Ist das alles echt?“ fragte sie, und wollte die Nadeln lösen.

Eva bog unwillkürlich den Kopf zurück, während sie erröte. Das Berühren ihres Haares mit den nervösen Händen verurachte ihr Bein.

„Meinst du mein Haar?“

„Ja, ja — dein Haar. Solche Fülle erscheint mir verdächtig. Aber du mußt Unkommen dafür ausgeben haben. Diese Farbe ist sehr apart und schwer zu beschaffen. Ich kenne das. Uebrigens ist es erste Qualität, gar nicht von echt zu unterscheiden.“

Eva steckte die gelockerten Nadeln wieder fest. „Es ist mein eigenes Haar.“

Charlotte lautete. Evas Erröten hielt sie für Verlegenheit.

„Märchen, vor mir brauchst du dich wahrhaftig nicht zu genieren. Die meisten Damen tragen jetzt gekaufte Flechten, ich natürlich auch.“

Da löste Eva selbst ihr Haar.

„Meine Flechten sind nicht gekauft“, sagte sie ruhig, und ließ diese achtlos über den Rücken gleiten.

Charlotte wog sie mit einem Ausruf der Bewunderung auf der Hand.

„Wahrhaftig echt. Wahrhaftig echt. Kind, du weißt wohl kaum, was für einen Schatz du da mit dir herumträgst. Aber anders fristieren mußt du dich, Herrgott, was läßt sich aus diesem Haar machen! Komm, laß es mich aufstecken. So mußt du die Flechten um den Kopf legen, daß jeder sehen kann, daß sie echt sind, hier den Anschlag muß man sehen. Sieh, so! Famos — wundervoll. Nun schau, ob das nicht ganz anders aussieht.“

Sie hatte mit geschickten Griffen Evas Haare zu einer sehr kleidsamen Frisur aufgesteckt, und lockerte sie und da noch wohlgefällig daran herum. Eva war selbst erstaunt über die goldbraune Fülle, die ihr Haar deckte. Charlotte hielt ihr einen Handspiegel vor.

„Prachtvoll, entzückend! Du bist wirklich eine Schönheit erster Güte. Ich werde versuchen mit dir machen. Jetzt kleide ich mich schnell an und dann gehen wir aus. Ich brenne darauf, dich meinen Bekannten vorzustellen, du wirst Aufsehen erregen.“

Eva sah befremdet zu ihr auf.

„Heut abend noch? Wir zwei Damen allein? Charlotte lachte belustigt auf.“

„Märchen, du kommst aus der Provinz, da herrschen noch veraltete Ansichten. Hier in Berlin fällt das niemand auf. Uebrigens finden wir natürlich auch Herren unter meinen Bekannten, die uns mit Freuden unter ihren Schutz nehmen werden.“

Eva sah wenig erbaut aus.

„Ich möchte lieber zu Hause bleiben und mich niederlegen. Ich bin sehr müde und abgesehen.“

Charlotte machte erst ein enttäushtes Gesicht. — Aber dann gab sie sich zufrieden. Es war am Ende besser, sie bereitete Evas Auftritt unter ihren Bekannten erst vor. — „Nun gut, so verabschieden wir dein Debut auf morgen. Mich mußt du aber entschuldigen, ich habe mich verabredet. Leg' dich nun ruhig einwickeln nieder, es wird möglicherweise spät, bis ich heimkomme. In Berlin fängt man jetzt erst an zu leben.“

Eva sah bekommen zu, wie ihre Mutter Toilette machte. Sie hantierte ungeniert mit Puder und Schminke aller Art, zeichnete die Augenbrauen nach, frisierete sich, indem sie das falsche Haar ablegte und wieder aufstellte, und zog sich das Kleid über, welches noch immer auf dem Sessel lag. Es war ein schwarzes Kleid aus Tüll und Seide, mit weitem Ausschnitt am Hals, der mit weißem Tüll und Pailetten überspannen war. Als sie fertig war, stellte sie sich siegesbewußt lächelnd vor Eva hin.

„Nun — wie gefalle ich dir jetzt? Man kann sich noch sehen lassen, hm?“

Eva sah sie mit großen Augen an. Die

Schamröte stieg ihr ins Gesicht. Das war nun ihre Mutter, diese aufgetatete, geschminzte Komödiantin! Während sich Charlotte selbstgefällig lächelnd um sich selbst drehte, dachte Eva erschauernd an Bernhard. Wie gut, daß sie nicht sein Weib geworden war. Vielleicht hätte ihn das Leben einmal mit dieser Frau zusammengeführt. Das wäre ihr fürchtbar, unerträglich gewesen. Wie sie sich ihrer Mutter schämte? — Frau Charlotte irrlerte eine Operettenmelodie und weidete sich an Evas Sprachlosigkeit, die sie für Bewunderung hielt.

„Ja, ja — man sieht noch ganz passabel aus, freilich nur noch des Abends. Ich gehe am Tage auch nur aus, wenn ich's nicht vermeiden kann. Und da nehme ich einen dichten Schleier. Jetzt gibt man mir doch höchstens dreißig Jahre, nicht? Oder meinst du, man sehe mir an, daß du meine Tochter bist?“

„Nein, gewiß nicht“, stieß Eva, zitternd vor Scham, hervor. —

Charlotte nickte befriedigt, nahm Hut und Handschuhe, behängte sich mit dem billigen, unechten Schmucl und verließ, Eva eine Rußhand zuwerfend, das Zimmer.

Eva sah ihr mit starren, brennenden Augen nach. — Langsam öffnete sie dann das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Dann stand sie eine Weile in schlaffer, müder Haltung am Tisch, und plötzlich sank sie in sich zusammen, barg den Kopf in den Armen, die sie über den Tisch breitete, und stöhnte auf. Ein trockenes Schluchzen schüttelte ihren Körper — sie fühlte sich grenzenlos einsam und verlassen. Jetzt erst empfand sie voll und ganz, was sie hinter sich gelassen hatte.

Mit herbem Schmerz dachte sie zurück an ihre schöne, herrliche Heimat, denn eine Heimat war ihr Villa Anna gewesen. Dort wußten sie nun, daß sie für immer gegangen war, und saßen gewiß auch traurig zusammen. Onkel Horst würde schwer an dem Schlag zu tragen haben, den sie ihm hatte zufügen müssen, Gabi würde weinen und ein wenig Sehnacht nach ihr haben und er — Bernhard — er trug wohl am schwersten und mußte dabei seine Braut noch zu kräftigen versuchen. Er wußte nun, daß sie mit feinem Gedanken untreu gewesen war, und würde seine Seelenruhe wiederfinden. Noch eine Weile brannte wohl auch in ihm die Wunde fort, aber dann würde sie Gabi mit ihrem Liebesreichtum heilen. Nach und nach würde der Schmerz um sie sich lindern, und eines Tages würde sein junges Weib ihre Stelle in seinem Herzen einnehmen. — Dann war sie vergessen.

Vergessen. —

Jetzt stürzten die Tränen aus ihren Augen, in ihrer Verlassenheit erschien ihr dieses Vergessen doppelt schmerzlich, es brachte ihr sogar keinen Trost, daß Bernhard Gerold glücklicher sein würde, wenn er sie vergaß. Lange dauerte es, bis sie ihre Fassung wieder erlangte. Sie erhob sich und ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Mit fieberhafter Unruhe entwarf sie Pläne für die Zukunft. — Hier war ihres Bleibens nicht lange, das war gewiß. Je eher sie fortkam, um so besser. Nichts ist demütigender und fürchtbarer, als wenn sich ein Kind seiner Mutter schämen muß. Von allen schmerzlichen Erlebnissen der letzten Zeit war heute die Scene mit ihrer Mutter das fürchtbarste gewesen. Wie gebrandmarkt kam sie sich vor, als könnte sie nun keinem Menschen wieder offen ins Gesicht sehen. Es war doch gut, daß sie das Schicksal bestimmt hatte, einsam durch das Leben zu gehen. Wie hätte sie jetzt noch ihre Hand in die eines Ehrenmannes legen können, nun sie den vollen Unwert ihrer Mutter erkannt hatte. Ihr kein empfindendes Ehrgefühl würde dies nie zugelassen haben. Also fort mußte sie so schnell als möglich. Gleich am nächsten Morgen würde sie Schritte tun, um irgend eine Stellung zu erlangen. Sie mußte insinieren und Zeitungen durchsehen. Jergendwo und -wie würde man doch Verwendung für sie haben. Wählerisch wollte sie gewiß nicht sein — nur fort von hier, wieder in reine Luft, ohne Schminke und Theaterplunder.

Eva trat ans Fenster. Der Großstadtlärm tönte herauf der zu Einsamen. Tausende von Menschen hasteten noch vorüber, jeder seinem Ziele zu. Und sie war allein — allein. —



Zur gefl. Beachtung! Bei Adressen-Veränderungen, der Expedition neben der neuen, auch die bisherige, alte Adresse anzugeben

52/Bg. 15/B.

Die praktische Mode

Das Bild der Wintermode.

Es ist auffallend, wie sehr der Wille der Frauen die Mode in ihren Neuerungen beeinflusst. In jeder Uebergangssaison wird uns mit sensationellen Umwälzungen „gedroht“, scheinbar nur, um die Stimmung der Damen für oder wider den betreffenden Neuling zu erfordern und um dann rasche einzulernen und entgegenzukommen, bis schließlich die gefährdete Umwälzung in so milder Form und so annehmbaren Grenzen, wie nur denkbar, auftritt. So hat man sich jetzt völlig mit den gefährdeten Drapierungen, Paniers und Raffungen ausgedöhnt, da man ja unbeschadet seiner Eleganz nicht mitzumachen und anzunehmen braucht, was nicht gefällt. Von einem einseitlichen Stil ist darum bei den verschiedenen Toiletten, die man jetzt überall zu sehen Gelegenheit hat, nichts zu bemerken. Aus dem Wunsche, den Vorschriften der Mode zu folgen und dennoch zugleich die allen so liebgeordnete schlanke Linie nicht preiszugeben, ist etwas entstanden, was anscheinend im eigentlichen Modeprogramm nicht vorgesehen war. Man bemüht sich, die Drapierungen mit so wenig Stoffaufwand als nur irgend möglich herzustellen, und nimmt man oben wirklich einen Anlauf zu stofflicher Fülle, so hält man sich dafür um die Füße herum wieder durch



1363
Nachmittags-
anzug aus Tuch
und Samt
für Damen.



1356. Canzkleid aus rosa Pongeeide mit
Ueberkleid aus dreifachtem Chiffon für Mädchen
von 12—14 Jahren.

1357. Festkleid aus weißer und gemuster-
ter Pongeeide für Mädchen von 13—15
Jahren.

wahre Entziehungskuren schädlos. Die Gegensätze zu veröhnen, ist der Wunsch der Wintermode, wie sie sich augenblicklich darstellt. Gern hätte man auch die grellen Farben zur allgemeinen Annahme gebracht, aber die Damen haben es anders gewollt, und darum überwiegen in der Praxis die Mitteltöne. Selbst in den Gesellschaftsräumen leuchten die grellfarbigen Toiletten nur vereinzelt in der Menge auf, was auch vom malerischen Standpunkte aus gewiß kein Fehler ist.

Im Gegensatz zu diesen friedlich beigelegten Streiffragen über Formen und Farben der Gesellschaftstoiletten zeigt der winterliche Straßenanzug sehr einfache Linien und eine

mit Ausnahme kleiner Garniturbeigaben, dunkle Farbengebung. Der Rock ist glatt gehalten und allenfalls durch gerabefaltende Falten erweitert. Unter den vielen Jackenformen erscheint als Neuheit eine halb lange lose Jacke, die durch einen Gürtel mit Schnalle zusammengehalten wird. Neuartig erscheint auch die durch eine breite Binde aus Samt oder Plüsch, zuweilen auch aus Noiree verlängerte Jacke, eine Mode, die man sich zur Wobereinführung vorjähriger kurzer Jacken ad notam nehmen kann. Um leichtere Kostüme auch für strengeres Winterwetter brauchbar zu machen, nimmt man die Mode, Westen aus dem Stoff des Kostüms zu tragen, gern an. Zu eleganten Reisekostümen mit halbhoher cutaway-Jacke wird gleich eine pelzbesetzte Weste aus dem gleichen Stoff gearbeitet, deren Rücken auch aus demselben Stoff ist, und wenn man will, gibt man ihr auch Hermel. Ein anderes Hilfsmittel gegen zu leichte Jacken hat man in den bekannten Lederwesten, die aber gewöhnlich keine Hermel haben.

Kinderheim Villa Fortuna Küssnacht a. R.
Individuelle Behandlung. — Referenzen.
Schöne, gesunde Lage mit Park. Prospekt.

Massenauflagen

in Katalogen, Prospekten u. Broschüren
liefert prompt und billigst
Ringier & Cie., Zofingen



Die Heinzelmännchen.

Von August Kopisch.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:

Da kamen bei Nacht,
Ob' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und ruzpten
Und zupften

Und hüpfen und trabten
Und pussten und schabten

Und ob' ein Faulpelz noch erwacht,
War all' sein Tagewerk bereits gemacht!

Beim Bäckermeister war nicht Rot,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —

Und ächzten dabei
Mit Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben

Und feigten und backten
Und klopfen und backten.

Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot . . . das neue, vor!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Wart hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich:

Da schlüpften sie frisch
Zu den Schneidertisch
Und schnitten und rühten
Und nähten und stifteten
Und fähten
Und pakteten

Und strichen und gukten
Und zupften und rühten

Und ob' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeister's Rock . . . bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andere Nacht —
Die Heinzelmännchen kommen sacht;

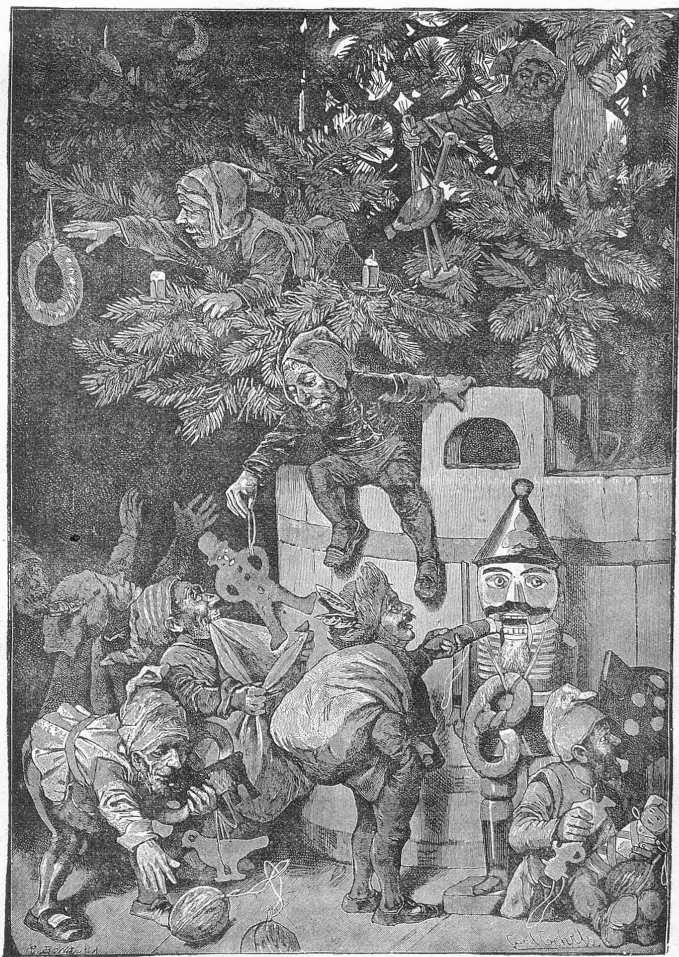
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpfen in Stufen,

Die fallen
Mit Schallen,

Die lärmten und schreien
Und vermaledeien!

Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: Quisch, husch, husch, husch! Verschwin-
den all!

O weh! Nun sind sie alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonst ruh'n,
Man muß nun alles selber tun!



Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein!
Und kratzen und schaben
Und remmen und traben
Und schniegeln
Und biegelein

Und klopfen und backen
Und fochen und backen.

Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Alle Schuld rächt sich.

Roman von **Ewald August König.**

11

(Nachdruck verboten.)

„Wenn Sie das können, werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Mein Mann schläft nicht mehr, er ist im Garten — Mööschchen kann ihn rufen —“

„Nicht doch, ich gehe zu ihm,“ unterbrach sie der Doktor rasch. „Es ist besser, wenn ich unter vier Augen mit ihm spreche; ich kann ihm dann ungeniert manches Wörtchen sagen, das er mir in Ihrem Beisein vielleicht krumm nehmen würde.“

Er nickte den Beiden noch einmal freundlich zu, dann begab er sich in den kleinen Garten, in welchem der Bäckermeister mit finsterner Miene auf und ab wanderte. „Schöne Geschichten, nicht wahr?“ rief er schon von weitem dem Doktor entgegen. „Das Unheil kommt über Nacht, ehe man daran denkt.“

„Unheil?“ fragte Simon Riese ruhig, der unterdessen bei dem torpulenten Manne angelangt war. „Sie sprechen doch von der Begnadigung Ihres Bruders?“

„Nun, natürlich, wovon denn sonst?“ erwiderte Grimm, während er mit der breiten Hand den Schweiß von der Stirn strich. „Die Geschichte war hier schon vergessen, jetzt wird die ganze Stadt wieder davon sprechen! Da bleibe ich auch nicht verschont, an neugierigen Fragen wird es nicht fehlen, und das alte Weibergewäsche nimmt kein Ende.“

„So lassen Sie schwätzen, wer Lust dazu hat,“ scherzte der Doktor. „Sie werden dabei manches Brot mehr verkaufen — die liebe Neugier treibt die Käufer scharenweise in Ihren Laden.“

„Danach frage ich nichts!“

„Nann ich mir denken, Sie sind reich genug —“

„So meine ich es nicht; wenn ich reich wäre, würde ich von meinen Renten leben!“

„Was ja auch bald der Fall sein wird.“

„Machen Sie keine schlechten Scherze, Doktor, ich bin heute wahrhaftig nicht dazu ausgelegt.“

„So wollen wir im Ernst mit einander reden,“ sagte Simon Riese. „An dem Brotverkauf liegt Ihnen also nichts, aber ich glaube, wenn die Schande von Ihrem Bruder, und somit auch von Ihrem Namen genommen werden könnte, so würde Ihnen das außerordentlich angenehm sein.“

Der Bäckermeister blieb stehen und sah erstaunt auf den kleinen Mann, der eine Kette abbrach, um sie ins Knopfloch zu stecken. „Wie wäre das möglich?“ fragte er.

„Es erscheint manches unmöglich, was, im Grunde genommen, nur Kinder spiel ist. Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

„Reden Sie vernünftig, Doktor, ich verstehe das krause Zeug nicht.“

„Haben Sie noch niemals daran gedacht, daß Ihr Bruder trotz seiner Verurteilung schuldlos sein könne?“

„Nein,“ erwiderte Grimm kopfschüttelnd. „Diese Geschichte ist ihm bewiesen worden, wer kann da noch zweifeln? Ich glaube, Sie finden in der ganzen Stadt keinen Menschen“

„Ich glaube an seine Schuldlosigkeit,“ fiel Simon Riese ihm in die Rede. „Ihr Bruder hat mir gestern seine Geschichte erzählt — sie machte auf mich einen durchaus glaubwürdigen Eindruck.“

„Davon hat Martin mir nichts gesagt —“

„Weil er nicht mit Ihnen allein gesprochen hat. Die Geschichte muß ganz unter uns Männern bleiben, denn darin werden Sie mir Recht geben, daß die Frauen alle nicht schweigen können.“

„Natürlich,“ nickte der Bäckermeister. „Aber ich sehe noch keinen Zweck in dieser Heimlichkeit. Wenn mein Bruder wirklich schuldlos ist, was ich heute noch nicht glaube, dann kann er's auf offener Straße aussprechen und eine neue Untersuchung fordern.“

„Und die Schuldigen warnen, daß sie sich vor ihm in Acht nehmen? Das wäre der sicherste Weg, alles zu verderben, verehrter Herr! Daß Ihr Bruder begnadigt worden ist, können wir leider nicht geheim halten; wir dürfen es auch nicht, denn schon das würde die Schuldigen warnen, die in dem sicheren Glauben erhalten werden müssen, daß ihre Schuld niemals an den Tag kommen könne. Wir allein muß

es überlassen bleiben, im Geheimen alle Nachforschungen zu betreiben. Hab' ich den Schuldigen, dann mag er seine Rechnung mit dem Himmel machen, denn seine Uhr ist abgelaufen.“

Mit hoch emporgezogenen Brauen blickte Heinrich Grimm den kleinen Mann starr an. „Wenn Sie das fertig bringen könnten!“ sagte er, tief aufatmend. „Sie könnten jedes Opfer von mir fordern, ich würde es gern bringen.“

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube,“ erwiderte der Doktor scherzend. „Wir werden über das Opfer später reden, dann will ich Sie an Ihr Versprechen erinnern.“

„Und ich werde Ihnen beweisen, daß ich ein Mann von Wort bin! Auf wen haben Sie Verdacht geworfen?“

„Ich darf es nicht sagen, aber Sie können es erraten.“

„Streicher?“

„Vielleicht!“

„Oh, wenn Sie diesem Burschen die Tat beweisen könnten, dann —“

„Dann wäre Martin unglücklich, weil er die Tochter des Mannes heiraten will. Indessen darf mich der Gedanke daran nicht abhalten, meinen Weg zu verfolgen. Ich sage Ihnen noch einmal, ich bin von der Schuldlosigkeit Ihres Bruders überzeugt und ich werde nicht ruhen, bis ich ihm in den Augen der Welt volle Genugtuung verschafft habe. Inzwischen müssen Sie auch das Ihrige tun und den unglücklichen Bruder unterstützen, damit er nicht dumme Streiche macht, die ihn wieder ins Gefängnis bringen. Tun Sie es hinter dem Rücken Ihrer Frau, damit der Hausfriede nicht gestört wird. Ihr Bruder hat neue Kleidung nötig — Martin kann auch den Unterhalt des Vaters nicht allein bestreiten. Am einfachsten wäre es, wenn Sie den Bruder hier aufnehmen wollten, am einfachsten und auch am billigsten; aber ich rate Ihnen nicht dazu, Ihrer Frau wegen —“

„Nein, nein, davon kann jetzt keine Rede sein!“ unterbrach ihn der Bäckermeister rasch, indem er in seine Westentasche griff. „An das alles, was Sie mir da sagen, habe ich auch schon gedacht; meinen unglücklichen Bruder werde ich nicht im Stich lassen, wenn ich auch früher nicht auf dem besten Fuße mit ihm gestanden habe. Es war nicht meine Schuld, daß die Frau sich uns gegenüber so hochmütig benahm; außerdem konnte ich auch die Viederlichkeit meines Bruders nicht billigen. Wenn er auf die alte Behn zurückkehrt, dann ziehe ich meine Hand wieder von ihm ab, das mögen Sie ihm sagen; ich will nicht, daß mein sauer erworbenes Geld ins Wirtshaus getragen wird. Hier, nehmen Sie das, verwenden Sie das Geld zu seinem Besten — Sie können ja mit Martin darüber beraten. Aber sagen Sie meiner Frau nichts — sie ist sparsam und sieht auf den Pfennig.“

„Unbeforgt, ich kann schweigen!“ sagte der Doktor, indem er die Banknoten einsteckte. „Ich wußte, daß ich mich in Ihrer Menschenfreundlichkeit nicht täuschen würde. Noch eins, verehrter Herr! Ihr Bruder wird Sie jedenfalls besuchen. Vielleicht macht er Ihnen Vorwürfe darüber, daß Sie sich damals seiner Frau und seines Kindes nicht angenommen haben; seien Sie nicht bitter gegen ihn, bedenken Sie sein Unglück.“

„Ich werde ihm die Wahrheit sagen, das bin ich ihm und mir schuldig.“

„Na, wie Sie wollen. Wie sind Sie mit dem neuen Mieter zufrieden?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Hm, der Mann gefällt mir nicht.“

„Unter uns gesagt: mir auch nicht, aber meine Frau behauptet, er sei ein reicher, vornehmer Herr. Wenn er hier keinen Unfug macht und die Miete pünktlich zahlt, dann geht mich alles Uebrige nichts an.“

Sie waren bei den letzten Worten ins Haus eingetreten. Der Doktor ging ins Wohnzimmer, um seinen Hut zu holen und Abschied zu nehmen. Die Einladung zu einer Tasse Kaffee lehnte er diesmal ab, indem er dringende Geschäfte vorrückte; aber er gab so deutlich zu verstehen, er wolle sie am nächsten Sonntag mit dem größten Vergnügen annehmen, daß die Meisterin es als eine Pflicht der Höflichkeit betrachtete, diesen Wunsch zu erfüllen.

11. Gewitterwolken.

„Wissen Sie es schon?“ — Mit diesen Worten trat

Knickeburg, von einem Ausgange zurückkehrend, gegen Abend in das Bureau seines Prinzipals.

Habakuk Streicher blickte von seinen Geschäftsbüchern auf und nahm die Zigarre aus dem Munde.

„Was soll ich wissen?“ fuhr er in seiner groben Weise auf. „Treten Sie manierlich ein und fallen Sie nicht wie eine Bombe ins Zimmer; Sie wissen ja, daß ich das nicht vertragen kann!“

Der Schreiber ging mit müden Schritten in die Ecke, in der sein Arbeitsrock hing.

„Was brummen Sie da in den Bart hinein?“ rief der Makler mit wachsendem Mergel.

„Ich habe keinen Bart“, erwiderte Knickeburg, während er den Rock wechselte. „Reiben Sie sich doch nicht immer an mir, wenn Sie übel gelaunt sind; ich kann Ihnen nicht alle Unannehmlichkeiten vom Leibe halten!“

„Was soll das nun wieder heißen? Sie fallen mit der Frage ins Zimmer, ob ich es schon wisse. Da soll ich mir nun den Kopf zerbrechen oder Ihnen gute Worte geben. Beides ist nicht nach meinem Geschmack. Was wird es sein? Etwas Unangenehmes jedenfalls, denn angenehme Nachrichten hinterbringen Sie mir nicht. Rücken Sie nur heraus mit der Sprache oder lassen Sie es bleiben; unangenehme Geschichten erfährt man immer noch zu früh.“

„Namentlich diese!“ sagte der Schreiber, seine Tabakdose aus der Tasche holend, und sein Blick ruhte dabei stehend auf dem plumpen, roten Gesicht seines Prinzipals. „Wenn die Toten wieder auferstehen, fährt manchem ein heilloser Schreck durch alle Glieder.“

„Herr, sind Sie verrückt?“ rief Streicher, von seinem Sitz emporfahrend. „Was habe ich mit den Toten zu schaffen?“

„Sagen wir lieber lebendig Begrabener!“ spottete Knickeburg, der mit sichtbarem Behagen und sehr geräuschvoll eine Priße genommen hatte und nun die Spitze seiner Stahlfeder auf dem Nagel des Daumens prüfte. „Wer lebenslänglich ins Zuchthaus eingesperrt wird, ist ein lebendig Begrabener, das werden Sie nicht bestreiten.“

Der Blick des Makler war starr geworden — die Augen traten aus ihren Höhlen hervor, fest preßten die Lippen sich aufeinander, und Todesblässe überzog langsam das ganze Gesicht.

„Weiter!“ sagte er heiser. „Ich bin neugierig auf die Verrücktheiten, die nachfolgen werden.“

„Sie nennens Verrücktheit, weil Sie an die Wahrheit meiner Nachricht nicht gern glauben wollen“, fuhr Knickeburg achselzuckend fort. „Aber darum bleibt es doch wahr, daß Franz Grimm begnadigt ist!“

Habakuk Streicher stützte sich mit beiden Händen auf das Schreibpult — der Sturm, der in ihm tobte, verzerrte seine Züge.

„Das kann nicht wahr sein, weil es unmöglich ist!“ keuchte er. „Ein zum Tode verurteilter Mörder begnadigt? Aus dem Gefängnis entlassen? Unsinn!“

„Sie haben die neueste Nummer der Zeitung noch nicht gelesen, ich las sie vorhin.“

„In dieser Nummer steht, daß Franz Grimm begnadigt worden ist?“

„Begnadigt und bereits aus dem Gefängnis entlassen.“

„Nah, es ist die erste Lüge nicht, die von den Zeitungen in die Welt geschickt wird!“

„Ich wüßte nicht, welches Interesse eine Zeitung daran haben könnte, solche Nachrichten aus der Luft zu greifen“, erwiderte der Schreiber mit einem Anflug von Hohn. „Die Geschichte muß wahr sein; es wäre zu dumm, sie zu erfinden und eine ganze Stadt damit in Aufruhr zu bringen.“

Der Makler zerstieß die Zigarre im Aschenbecher, legte die Hände auf den Rücken und durchmaß das Zimmer einige Male mit großen Schritten. „Eine solche Begnadigung wäre unverantwortlich“, sagte er, mit den Zähnen knirschend. „Die ganze Stadt müßte dagegen protestieren und darauf dringen, daß das gefährliche Subjekt wieder eingesperrt wird.“

„So große Furcht haben Sie vor ihm?“ höhnte Knickeburg, der jede Bewegung seines Prinzipals mit schadenfroher Miene beobachtete.

„Ich? Was habe ich denn mit dem Kerl zu schaffen?“

„Sie waren damals Hauptzeuge gegen ihn!“

„Und ich hasse ihn heute noch“, rief Streicher, seiner

Mut Luft machend. „Was kann er mir anhaben? Er soll nur wagen, mich anzugreifen, oder ein böses Wort über mich zu sagen; die Polizei hat ihn sofort wieder am Kragen. Ich ihn fürchten?“ fuhr er mit einem gezwungenen Lachen fort, das spöttisch klingen sollte. „Er hat alle Ursache, sich zu verfrachten und mir aus dem Wege zu gehen! Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Behauptung aussprechen können!“

„Sagen Sie, was Sie wollen; mich werden Sie nicht überzeugen, daß Sie keine Furcht vor ihm haben“, erwiderte der Schreiber, der mit den knochigen Fingern auf seinem Pulte trommelte. „Und aus dem Wege geht Grimm Ihnen auch nicht. Sie werden sich auf seinen Besuch gefaßt machen müssen.“

„Glauben Sie das? Gut; wenn er kommt, werde ich ihm zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat; geht er dann nicht sofort, so schicke ich zur Polizei, die wird ihn schon hinaus befördern. Jetzt arbeiten Sie, lassen Sie die Knochen nicht auf dem Pult herumspazieren; wenn Sie Tambour werden wollen, habe ich nichts dagegen, aber dann füttere ich Sie auch nicht mehr.“

„Könnte ich's werden, ich nähme heute noch den Tausch mit Freuden an!“ seufzte der Schreiber.

Der Makler war vor seinem Pult stehen geblieben und zündete eine neue Zigarre an; aber so sehr er sich auch bemühte, ruhig zu erscheinen, das Zittern seiner Hände verriet doch, daß der Sturm in seinem Innern noch nicht ausgetobt hatte.

„Ich möchte Sie als Tambour sehen!“ höhnte er. „Die Straßjungen liefern allesamt Ihnen nach. Ehe wir dieses Kapitel schließen, will ich Ihnen noch eins bemerken: — achten Sie wohl darauf, damit Sie es nicht vergessen! Es könnte der Fall eintreten, daß der entlassene Zuchthäusler mich angreift; hüten Sie sich alsdann, seine Partei zu ergreifen und mit ihm ein Bündnis zu schließen! Wenn Sie diese Warnung vergessen, mache ich von den Papieren in meinem Pulte Gebrauch.“

„Also doch Furcht!“ spottete Knickeburg, in dem großen Geschäftsbuche blätternd. „Wenn Sie keine Furcht hätten, würden Sie nicht drohen. Uebrigens könnte es Ihnen keine Ehre machen, wenn ich einmal erzählen wollte, wie Sie zu den Papieren gekommen sind.“

Habakuk Streicher wollte eine grobe Antwort geben, als sein Blick auf den Doktor Riese fiel, der im Rahmen der offenen Tür stand. „He, was wollen Sie hier?“ fuhr er den Eintretenden an. Weshalb klopfen Sie nicht an?“

„Gut gebrüllt, Löwe!“ lachte der Doktor. „Gemach, gemach, werter Herr! Wenn Sie mich verschlingen wollen, sagen Sie mir es vorher, damit ich die Stiefel ausziehe; das alte Leder möchte Ihnen zu schwer im Magen liegen.“

„Ich verlange von jedem anständigen Menschen, daß er anklopft, ehe er die Tür öffnet“, brauste der Makler auf.

„Und ich verlange von jedem anständigen Menschen, daß er Herein ruft, wenn ich anklopfe“, erwiderte Riese, indem er seinen Hut auf den Tisch legte und den Terminkalender hervorholte. „Sind Sie nun bereit, über die Angelegenheit, in der ich komme, mit mir zu verhandeln?“

„Je nachdem die Angelegenheit ist!“

„Eine Klagesache des Ackerers Heinrich Müller — ich bin bevollmächtigt, ihn zu vertreten.“

„Ah so!“ spottete Streicher. „Ich hatte noch keine Ahnung davon, daß Sie Winkeladvokat sind. Was wollen Sie von mir?“

„Sie haben meinen Klienten in der Berechnung Ihrer Provision überdortelt; Sie berechneten ihm das Doppelte von dem, was Ihnen gesetzlich zusteht.“

„Nah, das Gesetz zieht bei solchen Berechnungen keine Schranken, der Provisionsatz beruht auf gemeinschaftlicher Uebereinkunft.“

„Die in diesem Falle nicht stattgefunden hat. Mein Klient fordert das zu viel gezahlte Geld zurück.“

„Er soll mir vorher beweisen, daß er zu viel gezahlt hat.“

„Das könnte nur auf gerichtlichem Wege geschehen.“

„So mag er diesen Weg beschreiten.“

„Wenn Sie nicht anders wollen, wird das allerdings geschehen“, sagte der Doktor gelassen. „In diesem Falle aber wird der Ackerer Müller noch weiter gehen und Ihnen be-

— 404 —

weisen, daß er mit der Wiese, deren Verkauf Sie vermittelt haben, betrogen worden ist."

Ein unbeschreiblicher Hohn leuchtete aus den tückischen Augen des Maklers, der dem kleinen Manne eine mächtige Rauchwolke ins Gesicht blies. „Wenn das wirklich der Fall wäre, wem könnte dann ein Vorwurf daraus gemacht werden?“ fragte er. „Ich habe den Verkauf nur vermittelt, mein Eigentum war die Wiese nicht, die Heinrich Müller vor dem Ankauf zu jeder Tages- oder Nachtzeit besichtigen konnte. Der Mann hat keine Käse im Sack gekauft. Wenn er so wenig von einer Wiese versteht, daß er ihren Wert nicht schätzen kann, so soll er den Bauernkittel an den Nagel hängen und etwas anderes werden! Das Gericht wird ihn auslachen, wenn er mit dieser albernen Klage herausrückt.“

„Ich will diese Frage einstweilen unerörtert lassen“, erwiderte der Doktor. „Es handelt sich um eine geringfügige Summe, etwas über zwanzig Taler. Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht in Ihrem eigenen Interesse läge, sie zurückzuzahlen und einen Prozeß zu vermeiden, der mit manchem Ärger für Sie verknüpft ist.“

„Pah, etwas Ärger mehr oder weniger, daran liegt mir nichts!“ spottete Streicher. „Was ich einmal eingenommen habe, das gebe ich nicht gern zurück; ich glaube, es geht Ihnen ebenfalls auch so.“

„Im Allgemeinen, ja“, antwortete Riese achselzuckend. „Aber wenn man mir beweist, daß es mir nicht gebührt —“

„Diesen Beweis erwarte ich noch und sehe der Klage mit der größten Gemütsruhe entgegen.“

„Na, wie Sie wollen!“ sagte der Doktor, indem er sein Notizbuch wieder einsteckte. „Vielleicht bestimmen Sie sich doch noch anders, die Sache gilt ja so sehr nicht; ich werde in einigen Tagen wiederkommen.“

„Das wäre nutzlose Mühe!“

„Wenn auch, ich darf mir keine Mühe verdrießen lassen!“ — „Ueberdies wird sie gut bezahlt“, spottete Streicher. „Der Älterer Müller hat Geld, Sie können den Prozeß getrost in die Länge ziehen, die Kosten muß der Klient ja decken.“

„Wenn mir daran läge, würde ich den Vergleich nicht vorgeschlagen, sondern sofort zu dem Prozeß geraten haben“, sagte der Doktor, das Haupt erhebend. „Die Interessen meiner Klienten stehen mir höher, als meine eigenen.“

„Wenn das Wahrheit ist, dann werden Sie Ihr ganzes Leben lang ein armer Schlucker bleiben!“

„Es ändert sich manches im Leben“, erwiderte Simon Riese achselzuckend. „Sie werden das auch erfahren haben. Apropos, Sie waren ja damals Zeuge in dem Prozeß gegen den Mörder Grimm — wissen Sie schon, daß er aus dem Gefängnis entlassen ist?“

In den Augen des Maklers blitzte der Zorn wieder auf

— ihn ärgerte zumeist der tückische Blick Knieburgs, in dem er nur Hohn und Schadenfreude las. „Ich hab's gehört“, sagte er. „Den ehrlichen Leuten gegenüber ist es unverantwortlich, daß man einen solchen gefährlichen Menschen auf freien Fuß setzt.“

„Sehr wahr“, nickte der Doktor. „Aber es läßt sich wohl annehmen, daß die lange Haft ihn zahm gemacht hat. Deffentlich darf er sich hier nicht sehen lassen, die Geschichte von damals wird nun wieder aus der Vergessenheit hervorgeholt.“

„Und wozu das alles?“ unterbrach ihn Streicher unwirsch. „Da werden wieder tausend Fragen an mich gerichtet, und der alte Kuhl wird wieder aufgewärmt. Jeder, der an diesem Hause vorbeigeht, bleibt stehen, um die Mauern anzusehen, und das alles nur dieses Mannes wegen, der wahrscheinlich behaupten wird, er sei schuldlos verurteilt worden.“

„Schuldlos? Das war ein großes Wort gelassen ausgesprochen! Mit welchem Recht könnte er das behaupten?“

„Der wird auch noch lange nach einer Berechtigung fragen! ereiferte sich der Makler mehr und mehr, während er mit großen Schritten auf und ab ging. Schuldlos sind sie ja alle! Also wird dieser Kerl es auch sein — geben Sie Acht, ob er es nicht behauptet.“

„Das mag wohl sein“, erwiderte der Doktor, der mit Knieburg rasch einen Blick gewechselt hatte. „Und wenn er es behauptet, dann wird er auch Leute finden, die es ihm glauben. Hier ist die Leiche wohl gefunden worden?“

Habakuf Streicher blieb stehen und deutete auf den Fußboden vor dem Geschrank. „Dort!“ sagte er. „Und kein Mensch im Hause hat einen Hilferuf gehört?“

„Nein; weshalb fragen Sie?“

„Weil ich gerade das nicht begreifen kann!“

„Das ist doch nicht schwer zu begreifen“, sagte der Makler, in dessen Zügen das erwachende Mißtrauen sich spiegelte. „Der Mörder hat ihn plötzlich überfallen und ihm das Messer ins Herz gestoßen. Die Herzte jagten damals, der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein. Und wenn einer tot ist, dann schreit er nicht mehr.“

„Sehr richtig, verehrter Herr, das war ein weiser Spruch! Wissen Sie, ich glaube nicht an Gespenster, aber mir wäre es unheimlich in diesem Zimmer, ich möchte nicht den ganzen Tag darin sein.“

„Wenn ich etwas damit zu verdienen wüßte, würde ich auch noch darin schlafen“, lachte Streicher. „Die Toten kehren ja nicht zurück.“

„Wieder ein weiser Spruch!“ nickte Simon Riese. „Na, es sind nicht alle Menschen so furchtlos wie Sie. Wohnt die Witwe des Ermordeten auch noch unter diesem Dache?“



Weihnachten in Appenzell: An Stelle des Christbaumes steht ein Aufbau aus Lebkuchen, die mit Bildern geschmückt und mit allerhand Zierrat aufgeputzt sind.

— 405 —

„Es ist ja ihr eigenes Haus!“

„Ich wäre ausgezogen und hätte es verkauft.“

„Sie scheinen ein Hans Hasensfuß zu sein“, höhnte der Makler. „Was hat denn die Witwe Reinhard mit der ganzen Geschichte zu tun?“

„Davon rede ich nicht; ich meine nur, es müsse ein unangenehmes Gefühl sein, in einem Hause zu wohnen, in dem Blut geflossen ist.“

„Der Blutflecken ist noch da“, spottete Streicher, abermals auf den Fußboden hindeutend. „Sehen Sie nur scharf hin, dann werden Sie ihn finden.“

„Und das genießt Sie wirklich nicht? Blut ist ein ganz besonderer Saft —“

„Nein, das genießt mich nicht.“

„Und die Frau Reinhard ebenfalls nicht?“

„Zum Henker, Herr —“

„Na, na, nur nicht gleich grob werden; eine Frage wird wohl erlaubt sein. Wie gesagt, ich möchte in diesem Hause nicht wohnen, wenn ich auch die Wohnung umsonst hätte; aber wenn Sie juristischen Rat gebrauchen, dann stehe ich gern zur Verfügung.“

„Billig?“ fragte Streicher, während er den kleinen Mann mit einem sehr geringschätzenden Blick musterte. „Ich habe schon einen Advokaten, er bedient mich gut, aber er ist teuer.“

„Ich bediene Sie ebenso gut, aber billiger!“

„Wo wohnen Sie?“

„Rosengasse Nr. 13.“

„Hm, ich wäre vielleicht nicht abgeneigt, aber Sie haben sich vor einigen Abenden eines jungen Burschen angenommen, den ich zum Hause hinauswarf —“

„Es war nur eine flüchtige Bekanntschaft“ unterbrach ihn der Doktor, der dem erstaunt aufschauenden Schreiber verstoßen einen warnenden Blick zugeworfen hatte. —

„Man muß die Gelegenheit, die zu einem Prozeß Veranlassung bietet, wahrnehmen —“

„Was? Der Bursche will mit mir prozessieren?“

„Er denkt nicht daran, und ich konnte ihm auch nicht dazu raten, als ich die Sachlage erfuhr.“

„Wir sprechen vielleicht später noch über ihn“, sagte der Makler mit einer herablassenden Handbewegung. „Es ist möglich, daß ich Ihren Rat in Anspruch nehme, aber ich bemerke Ihnen schon jetzt, die erste Bedingung, die ich an meinen Ratgeber stelle, ist die der strengsten Verschwiegenheit.“

„Eine Bedingung, die ich durchaus selbstverständlich finde“, antwortete der Doktor, indem er seinen Hut nahm; „ich komme morgen wieder.“

Er hatte die Genugtuung, daß sein Gruß höflich erwidert wurde. Draußen im Hausflur begegnete ihm Anna mit blaßem, tummervollen Gesicht. Er hätte sie gern angeredet und ihr Mut zugesprochen, aber er wagte das nicht; die Möglichkeit lag zu nahe, daß der Makler es hörte, und

das Vertrauen dieses Mannes durfte er nun nicht mehr verschmerzen.

Er rückte den Hut tiefer in die Stirn und ging langsam die Straße hinunter. Nur wenige Menschen begegneten ihm, und unter diesen befand sich eine Person, deren Anblick ihn nötigte, stehen zu bleiben. Pierre Ferrand, dem er nun schon so oft begegnet war, schritt an ihm vorbei. Trotz der Dämmerung hatte der Doktor die hohe, breitschulterige Gestalt sofort erkannt und unwillkürlich blieb er stehen, um ihm nachzuschauen.

Der Brasilianer bemerkte das nicht. Er trat in das Haus der Witwe Reinhard; er brauchte nicht vorher zu läuten, denn die Tür war nicht verschlossen. Im Hausflur sah er sich mit scheuem Blick um, dann stieg er leise die Treppe hinauf.

„Mein Gott!“ sagte das Dienstmädchen erschreckt, als es ihm die Korridortür öffnete, und es wich dabei vor ihm zurück, als ob ein Gespenst aus dem Boden gestiegen sei.

„Sind Sie verrückt?“ spottete Ferrand, das Mädchen mit einem verächtlichen Blick musternd. „Alberne Gans! Weshalb glohen Sie mich an?“

Das Mädchen antwortete nicht — es sah ihn starr und ängstlich an. „Zu wem wollen Sie?“ fragte es endlich mit unsicherer Stimme. Herr Streicher wohnt unten —

„Und die Frau Reinhard wohnt doch hier!“ ergänzte Ferrand, indem er sie unsanft bei Seite stieß und auf die Tür der Wohnzimmers zuschritt.

Er klopfte an und öffnete die Tür. Die Witwe fuhr von ihrem Sessel empor, u. Todesblässe überzog ihr mageres, eckiges Antlitz.

Mit verchränkten Armen blieb er vor ihr stehen. Es lag ein drohender Ausdruck in seinem durchdrin-

genden Blick. „Da bin ich wieder, Bertha“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ich erwarte nicht, mit offenen Armen aufgenommen zu werden, aber ich gebe dir zu bedenken, wie unklug es von deiner Seite wäre, wenn du anderen Leuten zeigen wolltest, wie unangenehm dir mein Anblick ist.“

Sie hatte die Augen mit den Händen bedeckt — stöhnend sank sie in den Sessel zurück. Pierre Ferrand sah sich in dem dunklen Raume um — sein stechender Blick ruhte einige Sekunden lang auf dem Kruzifix — ein höhnisches Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Eine Betschwester ist aus dir geworden?“ fuhr er spöttisch fort. „Ich hätte es mir denken können, du hattest immer Talent zur Heuchelei; schon als Kind verstandest du es, den Leuten Sand in die Augen zu streuen!“

Sie ließ die Hände sinken und erhob zu ihm den Blick, in dem eine unlagbare Angst sich verriet. „Was führt dich zurück?“ fragte sie. „Ich habe dich längst nicht mehr unter den Lebenden geglaubt —“ (Fortsetzung folgt).



Weihnachtsmorgen in einem Bauernhof in der Bretagne.

Reichtum.

Eine Weihnachtsgeschichte von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Herbert Bollrath glaubte bereits den letzten seiner Sprechstunden-Patienten abgefertigt zu haben. Aber als er die aus dem Ordinationszimmer in den Warteraum führende Tür öffnete, sah er sich unvermutet einem Manne gegenüber, der bisher wohl im verstecktesten Winkel gesessen haben mußte, da der junge Arzt ihn hatte übersehen können.

Es war ein langer, magerer, blondbärtiger Mensch von vielleicht dreißig und einigen Jahren, mit scharfgeschnittenem, klugen Gesicht, das sympathisch gewesen wäre, wenn ihm nicht die tief eingegrabenen Stirnfalten einen finsternen Ausdruck gegeben hätten.

„Bitte!“ sagte der Doktor mit einer einladenden Handbewegung gegen das Ordinationszimmer hin. Im nächsten Moment aber leuchtete es wie freudige Ueberraschung über sein hübsches Antlitz, und mit rascher, herzlicher Bewegung streckte er dem Besucher beide Hände entgegen.

„Meinhardt! — Ludwig! Ja, bist du's denn wirklich? Beinahe hätte ich dich nicht erkannt!“

Die Lippen des Begrüßten verzogen sich zu einem sarkastischen Lächeln.

„Und es ist eine nicht gerade vorteilhafte Veränderung meines äußeren Menschen, die dich beinahe daran verhindert hätte — nicht wahr?“

„Das will ich nicht sagen. — Sechs Jahre sind eben eine ziemlich lange Zeit. Und ich bin währenddessen auch nicht jünger geworden.“

„Du?“ — Der andere ließ seine scharfen Augen prüfend über die kraftvolle und elastische Gestalt des Arztes hingleiten. „Es kann dir nicht sonderlich schlecht ergangen sein, seitdem wir nichts mehr voneinander gehört haben. Und deine Praxis — alle Achtung! Unterhalb Stunden habe ich hier warten müssen, bis endlich an mich die Reihe kam.“

„Du hättest mir doch nur deine Karte hinein zu schicken brauchen, um sofort mit offenen Armen empfangen zu werden.“

„Mit offenen Armen? — Hm! — In meiner Lage wird man nach dieser Richtung hin mit der Zeit etwas skeptisch. Ich bin nämlich auf meiner Reise nach dem Glück bisher nur im Schnecken-tempo, oder vielmehr im Krebsgang, weitergekommen.“

Seine Kleidung war in der Tat etwas schäbig. Und als er auf Bollraths Aufforderung den noch leidlich anständigen Winterüberzieher ablegte, kam darunter ein leichtes Sommermäntchen zum Vorschein.

„Ich halte dich doch nicht auf?“ fragte er hastig. „Du gehörst wohl hier schon zu den meistbeschäftigten Ärzten?“ „Leber Mangel an Arbeit kann ich allerdings nicht klagen. Ein Krankenkassenarzt ist ja gegen die Langeweile besser geschützt als gegen das Verhungern. — Aber du hältst mich nicht auf.“

Meinhardt ließ sich auf einen der einfachen Rohrstühle nieder, aber das dargereichte Zigarrenkästchen wies er eben so entschieden zurück, wie die angebotene Erfrischung.

„Es ist schon genug, wenn ich dich um deine kostbare Zeit bestehle. — Die Praxis ist also nicht sehr lohnend, wenn ich dich recht verstanden habe?“

„Ich komme durch — und das ist vorläufig alles, was ich vernünftigerweise erwarten darf. Aber du, Ludwig? Wie geht es dir?“

Wieder zuckte es wie in leisem Spott um die Mundwinkel des Gefragten.

„Ich bin, um es klar und verständlich auszudrücken, auf dem besten Wege, ganz und gar zu verklumpen.“

„Oh! — Das ist natürlich nicht dein Ernst.“

„Mein voller Ernst. Und falls du dir in deinem Beruf einige Menschenkenntnis erworben haben solltest, wirst du es auch gar nicht verwunderlich finden. Wer mit vollgeblähten Segeln des Idealismus in den Ozean des Lebens hinaussteuert und dabei nur die morschen Planken der Armut unter den Füßen hat, der sitzt unsehbar bald als ein unfreiwilliger Robinson auf der nackten Klippe, an der sein Fahrzeug in Trümmer ging. Ein hübsches Bild — nicht wahr? Der Reichtum an solchen Bildern ist aber auch alles, was

mir von meinem einstigen poetischen Rüstzeug geblieben ist. In allem übrigen bin ich total banterott.“

Es hatte beinahe den Anschein, als spräche er das alles mit einem gewissen Behagen, und während er seine Beichte ablegte, streckte er die langen Beine weit von sich, wie um sein ausgetretenes und defektes Schuhwerk möglichst augenfällig zur Geltung zu bringen.

Der junge Arzt bemühte sich, seine tiefe Bewegung zu verbergen.

„Das alles ist selbstverständlich nicht so tragisch zu nehmen, wie es klingt“, sagte er. „Ein Mann von deiner Begabung —“

„Gib dir keine Mühe — bitte! Ich bin über den Wert meiner verschiedenen Talente längst im Reinen mit mir. Und du mußt nicht fürchten, daß ich dich aufgesucht habe, um mich von dir trösten zu lassen. Allerdings weiß ich selber nicht recht, weshalb ich eigentlich gekommen bin. Vielleicht nur, um an deinem fröhlichen Wachstum die Schnelligkeit meines eigenen Niederganges zu messen. Im übrigen darfst du bezüglich weiterer Befähigungen ganz unbesorgt sein. Ich befinde mich hier nur auf der Durchreise.“

„Auf der Durchreise — wohin?“

„Ins Ungewisse, mein Lieber! — Da ich unnütz und überflüssig bin, wohin auch immer ich mich wenden mag, lasse ich mich eben von den Wellen des Schicksals nach ihrem Belieben tragen. Früher oder später einmal müssen sie mich ja doch auf den dunklen Strand werfen, an dem wir zuletzt alle landen.“

„Du hast also kein bestimmtes Reiseziel? Nun, um so besser!“

„Um so besser? — Wieso?“

„Weil ich dich damit jedes Vorwandes für eine Ablehnung meiner Einladung beraubt weiß. Du machst mir die Freude, über die bevorstehenden Festtage hinaus mein Gast zu sein — nicht wahr?“

Ludwig Meinhardt lachte kurz auf.

„Sei froh, daß ich nicht gewissenlos genug bin, dich beim Worte zu nehmen. Es könnte eine hübsche Situation für dich werden, einen Bagabunden wie mich auf dem Halse zu haben — einen Kerl, der sein gesamtes Vermögen auf dem Weibe trägt und der nicht daran denkt, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, wenn er ihn ohne das haben kann.“

„Das ist törichtes Gerede, lieber Freund! Wenn du aus irgendwelchen Ursachen wirklich geworden wärst, für was du dich da ausgibst, so würde ich dich erst recht nicht wieder fortlassen. Ich habe lange genug neben dir gelebt, um zu wissen, daß das Schicksal einen Mann wie dich wohl zeitweilig niederdrücken, aber nicht zerbrechen kann. Und so wenig ich mich in gleicher Lage bedenken würde, deinen Beistand anzunehmen, so wenig darfst du die Freundeshand zurückweisen, die ich dir freudigen Herzens biete. Mein Jungesellenheim ist von bescheidenster Art, aber es hat Raum genug für uns beide. Und wenn wir uns Zeit lassen, werden wir bald genug einen Weg finden, der dich wieder zur Höhe emporgeföhrt. Darum ist mir nicht bange. Also eingeschlagen — fürs erste bist du mein Gefangener!“

Der andere zauderte noch, seine Hand in die dargebotene Rechte des Doktors zu legen.

„Du hast also in der Zwischenzeit gar nichts über mich gehört?“ fragte er. „Niemand hat dir erzählt, was mir widerfahren ist?“

„Nein — niemand! Aber das ist ja jetzt auch gleichgültig. Wir plaudern darüber, nachdem du dich unter meinem Dache häuslich eingerichtet haben wirst.“

„Sagtest du nicht vorhin, daß du eben genug verdienst, um durchzukommen? Wie kannst du dich unter solchen Umständen mit der Sorge um das Schicksal eines heruntergekommenen, sogenannten Freundes belasten?“

„Ich kenne keine sogenannte Freundschaft, sondern nur Freundschaft schlechtweg. Und was ich vorhin über meine Verhältnisse sagte, war nicht so zu verstehen, daß ich nicht am Ende für zwei anspruchlose Menschen zu essen schaffen könnte. Wenn du mich also nicht ernstlich fränken willst, Ludwig —“

Der lange Blonde stand auf und trat dicht neben ihn, um ihm seine Hand schwer auf die Schulter zu legen.

„Berzeih' mir, Herbert! Ich habe eine Nichtswürdig-

feit an dir begangen. Aber wenn ich auch kaum je in meinem Leben so kläglich blamiert vor einem Menschen gestanden habe, wie jetzt vor dir, so habe ich doch auch kaum je so froh und glücklich vor einem gestanden!"

Verständnislos blickte der Arzt zu ihm auf.

"Du sprichst in Rätseln. Eine Nichtswürdigkeit — sagst du?"

"Meinetwegen magst du es auch mit einem anderen Namen nennen. Aber ich bin jedenfalls darauf gefaßt, hinausgeworfen zu werden, nachdem ich dir gestanden habe, daß du einem richtigen, listigen Gaunerstreich zum Opfer fallen solltest. Vor einem Jahre wäre es beinahe richtig gewesen, was ich dir eben über mich und mein Schicksal vordekammiert habe. Heute aber wars nur Komödie und Lüge. Denn der Zufall hat mir statt des langsam aus den Fugen gehenden alten Lebensschiffes ein solid gezimmertes neues unter die Füße gegeben. Der Zufall, sage ich — beleihe nicht mein eigenes Verdienst. Denn es gehört verzeiwelt wenig Talent dazu, einen Verwandten zu beerben, von dessen Existenz man bis dahin kaum etwas gewußt hat."

"Ah! — Du bist also ein wohlhabender Mann?"

"Sagen wir getroffen: ein reicher."

Das vorhin so herzlich lebenswürdige Gesicht des Doktors war ernst geworden.

"Du wirst die Güte haben müssen, dich etwas deutlicher auszudrücken, wenn ich das alles verstehen soll."

"Das zu verlangen, ist dein gutes Recht. Aber vielleicht werde ich mich einem Menschen von deiner Gemütsart nicht vollkommen verständlich machen können. Als Arzt mußt du ja schon von Berufs wegen die Menschen lieben — nicht wahr?"

"Jedenfalls wäre ich sehr zu beklagen, wenn ich es nicht täte."

"Danach hätte ich also von vornherein Anspruch auf dein Mitleid. Denn ich bin einer von den Beklagenswerten, in deren Brust der Glaube an die Menschen und die Liebe zu ihnen erstarben ist. Wie das kam? Eine elende, hohlhängige Megäre, genannt Armut — und eine verlogene, heuchlerische Dirne mit dem schönen Namen Reichtum haben das zuwege gebracht. In den Tagen der Not und der Armut war mein Leben nichts als ein Kampf gegen die Erbarmungslosigkeit, den Hochmut und die Brutalität der Menschen. Aber ich war ein Idealist. Und wenn sich meine getretene und zerschundene Seele auflehnen wollte in wildem Haß gegen das ganze, erbärmliche, zwiebainige Geschlecht, regte sich irgendwo in meinem Innern immer noch eine Stimme, die mir zurief: „Sei gerecht! Der Wurm im Staube kennt natürlich nur das Geschmeiß, das gleich ihm in Schmutz und Schlamm dahinglebt. Hättest du Flügel, so würdest du bald erfahren, daß es droben über dem dunklen Gestrüpp auch bunte Libellen und liebliche Schmetterlinge gibt, die nichts wissen von dem ecklen Treiben drunten in der Tiefe! — Nun, die Million meines unbekanntes Verwandten hat mich über Nacht mit den ersehnten Flügeln ausgerüstet. Aber der Effekt entsprach nicht meinen Erwartungen. Die Libellen und die Schmetterlinge erwiesen mir zwar die Ehre, mich als ihresgleichen anzusehen, aber die nähere Bekanntschaft lehrte mich erkennen, daß ihre prächtig schillernden Flügel in verteuft häßlichen Leibern stecken. Was ich mir von meinem Kinderglauben an selbstlose Liebe und Freundschaft noch glücklich gerettet hatte aus allen Widrigkeiten meiner Armutstage, das wurde in den wenigen Monaten meines Reichtums jämmerlich zuschanden. Unter der Brutalität und dem Hochmut der Menschen zwar hatte ich nicht mehr zu leiden; aber ich sah, daß schamde Selbstsucht und skrupellose Beutegier sich nur eine andere Maske vorgelassen hatten: die widerwärtige Larve der gleisnerischen Verlogenheit und der würdelosen Heuchelei. Ich hörte auf, die Menschen zu hassen, aber ich lernte sie verachten."

"Alle, Ludwig — alle?"

"Ja — alle! Denn ich habe keinen gefunden, den ich hätte ausnehmen können — nicht eine einzige Seele."

"Da bist du in der Tat zu bedauern. Aber ich weiß noch immer nicht, in welcher Absicht —"

"Weil ich die Gesichter meiner bisherigen Umgebung nicht mehr ertragen konnte, habe ich mich kurz entschlossen, meinen Berliner Wohnsitz mit einem andern zu vertauschen.

Zu dem Erbteil, das mir zugefallen ist, gehört auch eine wunderschöne Besitzung an der Riviera, eine schloßartige Villa mit Gärten und Olivenhainen. Dahin gedachte ich mich zu flüchten. Aber als ich den Diener meine Sachen packen sah, überkam mich plötzlich ein Grauen vor dem Leben, das da unten auf mich warten würde. Ich zerbrach mir in halber Verzweiflung fast den Kopf, um einen besseren Zukunftsplan zu finden. Ich ließ mein ganzes vergangenes Leben an mir vorüberziehen, in der schwachen Hoffnung, auf die Erinnerung an einen Menschen zu stoßen, der mich doch vielleicht noch einmal lehren könnte, das Dasein lebenswert zu finden. Und da — du nimmst mir doch meine Aufrichtigkeit nicht übel, Herbert? — da —"

"Da verfielst du auf meine Wenigkeit? — Nein, ich nehme dir das nicht übel, Ludwig! Aber dein Vertrauen zu mir ist doch wohl nicht allzu stark gewesen, da es dir notwendig schien, mich auf diese sonderbare Probe zu stellen."

"Ich sagte dir doch schon, daß ich damit eine Nichtswürdigkeit beging. Aber ich habe unter meinen bisherigen Enttäuschungen so schwer gelitten, daß ich von einer heillosen Angst erfüllt bin, ihre Zahl zu vermehren. Offen gestanden, hoffte ich geradezu darauf, daß du den vermeintlichen Bagabunden mit einigen freundlichen Verlegenheitsphrasen abfertigen würdest."

"Du hofftest darauf?"

"Ja! — Denn die Gewißheit, daß auch der Beste nicht mehr wert sei als die andern, sollte ja meinem feigen Zaudern ein Ende machen und mir den Mut geben, in meine Verbannung zu gehen. Natürlich wollte ich verschwinden, ohne dich über meine Gaunerei aufgeklärt zu haben, aber deine freundliche Bereitschaft, mir beizustehen, ohne erst lange nach meiner Würdigkeit zu fragen — die Wärme in deinen Worten und in deinen Augen, Herbert — sie haben mich so in innerster Seele beschämt, daß ich mir die Demütigung eines Geständnisses auferlegen mußte. Wenn du mir nun trotzdem in alter Freundschaft zum Abschied die Hand reichen willst, werde ich dir dafür als für einen weiteren Beweis deiner Großmut von Herzen dankbar sein."

"Meine Hand — da ist sie! Aber von Abschied soll vorläufig nicht die Rede sein. Der jetzt zu dir spricht, Ludwig, ist nicht mehr der Freund, sondern der Arzt. Du bist krank, mein Alter — recht ernstlich krank sogar. Und darum ist es das Beste, du bleibst jetzt hier in der Stadt. Vorausgesetzt, daß du dich als folgsamer Patient meiner Behandlung anvertraust und dich zunächst auf den Umgang beschränkst, den ich dir vorschreiben werde. Bist du einverstanden?"

"Wenn es dein Ernst ist — mit Freuden! — Denn nach dieser Stunde kannst du mit mir machen, was du willst!"

"Abgemacht also! — Willst du bei mir wohnen?"

"Verzeih' — aber das wäre des Guten denn doch allzu viel. Ich freue mich auf jede Stunde, die ich in deiner Gesellschaft verbringen darf, aber wir können immer noch genug voneinander haben, wenn ich im Hotel bleibe."

Herbert nickte.

"Wie du willst. — In einem anderen Punkte aber mußt du dich unbedingt meiner ärztlichen Vorschrift fügen. Hast du es leichten Herzens über dich gewonnen, mir eine Komödie vorzuspielen, so wird es dir am Ende nicht viel verschlagen, auch vor den Leuten, mit denen ich dich in Berührung zu bringen gedenke, für einen Literaten ohne nennenswertes Vermögen zu gelten. Es gehört so zur Kur, und ein musterhafter Patient muß Vertrauen genug zu seinem Arzte haben, ihn nicht bei jeder seiner Verordnung nach Zweck und Ursache zu fragen."

"Fällt mir auch gar nicht ein. Aber muß ich denn überhaupt in eine Berührung mit andern gebracht werden? Mir wärs an dem Umgang mit dir vollständig genug."

"Nein — das genügt nicht. Aber es sollen zunächst keine neuen Menschen sein, unter die ich dich bringe, sondern gute alte Bekannte. Du erinnerst dich doch an den Maler Rüttenauer?"

"Rüttenauer? — Anselm Rüttenauer? — O ja, ich entsinne mich seiner recht gut. Aber ich meinte, er sei gestorben, weil ich trotz eines gewissen Interesses für die Kunst seinem Namen in diesen sechs Jahren nicht ein einziges Mal in den Zeitungen oder in einem Ausstellungskatalog begegnet bin. Ist er nicht mehr künstlerisch tätig?" (Fortsetzung folgt).

Briefkasten

An Gefinnungsgenossinnen. Eine Reihe von Anfragen sind zu privater Natur, um im Sprechsaal oder Briefkasten eingehend beantwortet werden zu können. Sie werden demnächst auch privat erledigt werden. Bis dahin freundlichste Erwiderung eingegangener Briefe.

F. L. S. in G. Sie sind auf richtiger Fährte. Ist der erste Schritt getan, wird Sie auch der zweite und die folgenden richtig leiten. Dem Mutigen gehört die Welt. Ihr Gruß sei bestens erwidert.

L. A. in M. Gut Ding will Weile haben. Das Eingehende wird gerne übermitteln.

Neues vom Büchermarkt

Neben allen Besprechungen und Empfehlungen, welche die gediegene Zusammenstellung des **Veitlozzi-Schüler- und Schülerinnen-Kalenders** mit der Beigabe des Schachkästleins, rühmlichst hervorheben, ist wohl diejenige die beste, die ungewollt und ungedreht dem Schüler, der Schülerin entfährt, wenn sie bei ihren Freunden dieser überaus praktischen Gabe begegnen. Man will sich nur flüchtig in seinem Inhalte orientieren. Bald drängt sich aber Kopf an Kopf eine ungeahnte Reichhaltigkeit, und die alten Kinder sind nicht die letzten, die sich nicht davon trennen, bis sie den ausgewählt reichen Stoff gründlich durchkoffet haben. Die Kalender gehören zu jenen Geschenken, die sich selbst von Gabentisch zu Gabentisch empfehlen.

De Sängertag. Idylle von Ernst Schmamm. (75 S.) Nr. 8, Zürich 1913. Verlag: Art. Institut Drell Kùhli. 3 Fr. (Mk. 2.40). — Der junge Zürcher Dichter, der sich schon mit seinen Liebern in Zürcher Dialekt, dem Bùchlein „Mer singet äis“ als gewandter Beherrscher volkstümlicher Motive und ihrer schlichten, poetischen Gestaltung ausgewiesen hat, schenkt uns mit dieser neuen Gabe eine umfangreichere, kleine Verdichtung in Idyllenform. Möge das Bùchlein recht Vielen, die an Zürcher Mundart ihre Freude haben, eine willkommene Gabe sein.

Unspinnen. Historische Erzählung aus dem Berner Oberland von Gertrud von Bencktern. Geb. in Leimwand Fr. 3, Mk. 2.40. Verlag: Art. Institut Drell Kùhli, Zürich. Von diesem Buche fast Dr. A. Sch.: Die in unserm Schweizerlande spielende historisch-religiöse Erzählung „Unspinnen“ ist anregend und unterhaltend geschrieben und dürfte sowohl wegen des Stoffes, als auch wegen ihrer gewandten Darstellungsweise in weiten Schichten unserer Bevölkerung zahlreiche Freunde und Liebhaber finden.

Im Verlage von Wilhelm Besser, Leipzig. — In einer Zeit eifrigsten Kampfes gegen die verheerende Tuberkulose werden Bücher belehrenden Stoffes zur Verhütung und Heilung dieser Krankheiten mit Interesse gelesen. So nennen wir als sehr zeitgemäß und lehrreich die Schrift: **Die Lungenschwindsucht, ihre Entstehung und naturgemäße Heilung**, von Maxdar Uvvarov.

Im Verlage von Benno Schwabe u. Co. — Gertrud **Vander.** Eine Schweizer Dichterin, von Albert Gekler. Ein Buch für solche, die zu lesen ver-

stehen, die aus eigen Erlebtem, und vertieftem Denken, durch Freud und Leid der Verfasserin folgen können. Ein Buch, abseits von jenen, die in Sensationsgier durchblättern und verschlungen werden.

Nützliche Winke

Die hohe Bedeutung des Sterilisierens im eigenen Haushalt ließ sich an der vor wenigen Monaten in Zürich abgehaltenen Ausstellung für das Gastwirts-gewerbe deutlich erkennen. Für den Privathaushalt hat es jedoch noch weit größeren Wert, denn im Restaurant fehlt oft einerseits die notwendige Zeit zur richtigen Ausführung der Sterilisation und andererseits rechnet man auch nicht so genau, sondern sagt sich, wir kaufen fertige Konserven, das ist für uns einfacher und die Gäste müssen sie eben bezahlen. Die Hausfrau muß aber sparsamer sein, und ganz abgesehen von der Freude an den selbst hergestellten Konserven, hilft ihr der Sterilisierapparat zu dieser Ersparnis. Feuer ist nur die erstmalige Anschaffung, da aber Topf, Gläser und Gummiringe bei richtiger Behandlung eine fast unbegrenzte Dauer besitzen, so ist die Ausgabe bald gedeckt. Es gibt eine ganze Reihe verschiedener Systeme, die alle auf derselben Basis beruhen, doch möchte ich von vornherein alle jene ausschließen, welche ohne eigentlichen Sterilisier-topf und ohne Thermometer arbeiten. Mit ihnen lassen sich auch Konserven herstellen, aber stets gleichmäßig gute Qualität wird man nur bei Benutzung des Thermometers und des dafür eingerichteten Topfes erhalten. Der große Obstsegen dieses Jahres gewinnt erst durch den Sterilisierapparat die richtige Bedeutung für den Privathaushalt. Viel Obst- und Gemüse ist gesund und sie muß um so höher geschätzt werden, wenn man in der Lage ist, ohne erhebliche Kosten Obst und Gemüse auch für die Wintermonate zu konservieren. Doch nicht nur Obst und Gemüse wird sterilisiert, sondern alle Speisen lassen sich in dieser Weise aufheben, zunächst Speisereite, die man sonst schnell verwerten muß, dann wieder Fleisch, Fische, Wild, Geflügel, Pilze ufm. kurz alles, was die Zeit oder die Gelegenheit an Nahrungsmitteln in größeren Mengen bietet, läßt sich für später, wo es seltener oder nicht erhältlich ist, aufbewahren. Dabei ist der Inhalt, der durch Sterilisation hergestell-ten Konserven so tadellos, daß jeder, der es nicht weiß, eine aus ihnen zusammengestellte Mahlzeit für frisch zubereitet hält. Hierdurch gewinnt der Sterilisier-Apparat auf dem Lande viele Anhänger, da man Fleisch, welches dort nicht immer frisch, oder in gu-

ter Qualität zu haben ist, sich zum späteren Gebrauch aufbewahren kann. Auch für bestimmte Tage und Zeiten, wie für die Wätsche, den Umzug und die Ferien kann man auf Vorrat kochen, so daß dann diese so zeitraubende Arbeit fast ganz wegfällt. Der Landwirt, der sich selbst sein Schwein für den eigenen Bedarf schlachtet, der Geflügelzüchter, der eine größere Anzahl junger Hühner oder Suppenhühner wegzuschaffen hat, sie aber nicht unter dem Preis fortgeben, sondern lieber im eigenen Haushalt verwerten möchte, ebenso der Kaninchenzüchter, der nicht unnützlich viele Tiere überwintern will, sie alle finden durch die Sterilisierverfahren den Ausweg, der ihnen am meisten nützt. Der Sterilisier-Apparat ist in der heutigen Zeit ein Gebrauchsgegenstand, der in keinem Haushalt fehlen sollte.

Sprüche

Sende nicht Worte mit fliegender Eile,
Zürrende Worte sind brennende Feile,
Töten die Ruhe der Seele so schnell:
Schwer ist's zu heilen, doch leicht zu verwunden.

Fühlt auch das Herz sich im Verlust
Gewalten und Geteilt,
Gib willig, was du geben mußt,
Und jede Wunde heilt.

Platen.

Ziehst du zu früh die Angel an,
Kein Fischlein beißt sich fest daran:
Drum hab Geduld zu jeder Zeit,
Wer sicher geht, kommt sicher weit.

Gefühl soll stets am Gängelband
Geleitet werden vom Verstand,
Auf eig'nen Füßen hat nicht leicht
Dasselbe je sein Ziel erreicht.

Gefundes Blut, rosige Wangen

und blühendes Aussehen erzielt man durch Ferrumanganin, den Lieblich aller Blutarmen, Bleich-süchtigen, Geschwächten und Refonvaleszenten. Das große Heer von Störungen und Krankheiten hat seinen Ursprung im Blute. Ferrumanganin ver- setzt das Blut in **gesunden Zustand, kräftigt Körper und Nerven, regt den Appetit an und fördert Wohl- behagen und Gesundheit.** 449
Preis Fr. 3.50, in Apotheken erhältlich.

Sports d'Hiver * Winter Sports



Le froid et le grand air vif abiment la peau. Pour prévenir ces dents, employez chaque jour la vraie

Cold, and sharp strong air injure the skin: in order to avoid this, use every day the genuine

Frost und Wetter greifen die Haut an; um üble Folgen zu vermeiden, gebrauche man täglich den echten

CRÈME SIMON PARIS

Cailliers

Unvergleichlicher Nährwert.

MILCH-CHOCOLADE